

**Die Entwicklung des Anatomiebildes seit 1632 / von Adolf Kronfeld. Dr. Pasqual Josef Ferro : ein Lebens- und Kulturbild, nach Urkunden der Familie Ferro / von Oskar Steinhaus.**

**Contributors**

Kronfeld, Adolf, 1861-  
Steinhaus, Oskar.

**Publication/Creation**

Wien : Verlag von Moritz Perles, 1912.

**Persistent URL**

<https://wellcomecollection.org/works/syp3kejt>

**License and attribution**

Conditions of use: it is possible this item is protected by copyright and/or related rights. You are free to use this item in any way that is permitted by the copyright and related rights legislation that applies to your use. For other uses you need to obtain permission from the rights-holder(s).

Die Entwicklung des  
Anatomiebildes seit 1632

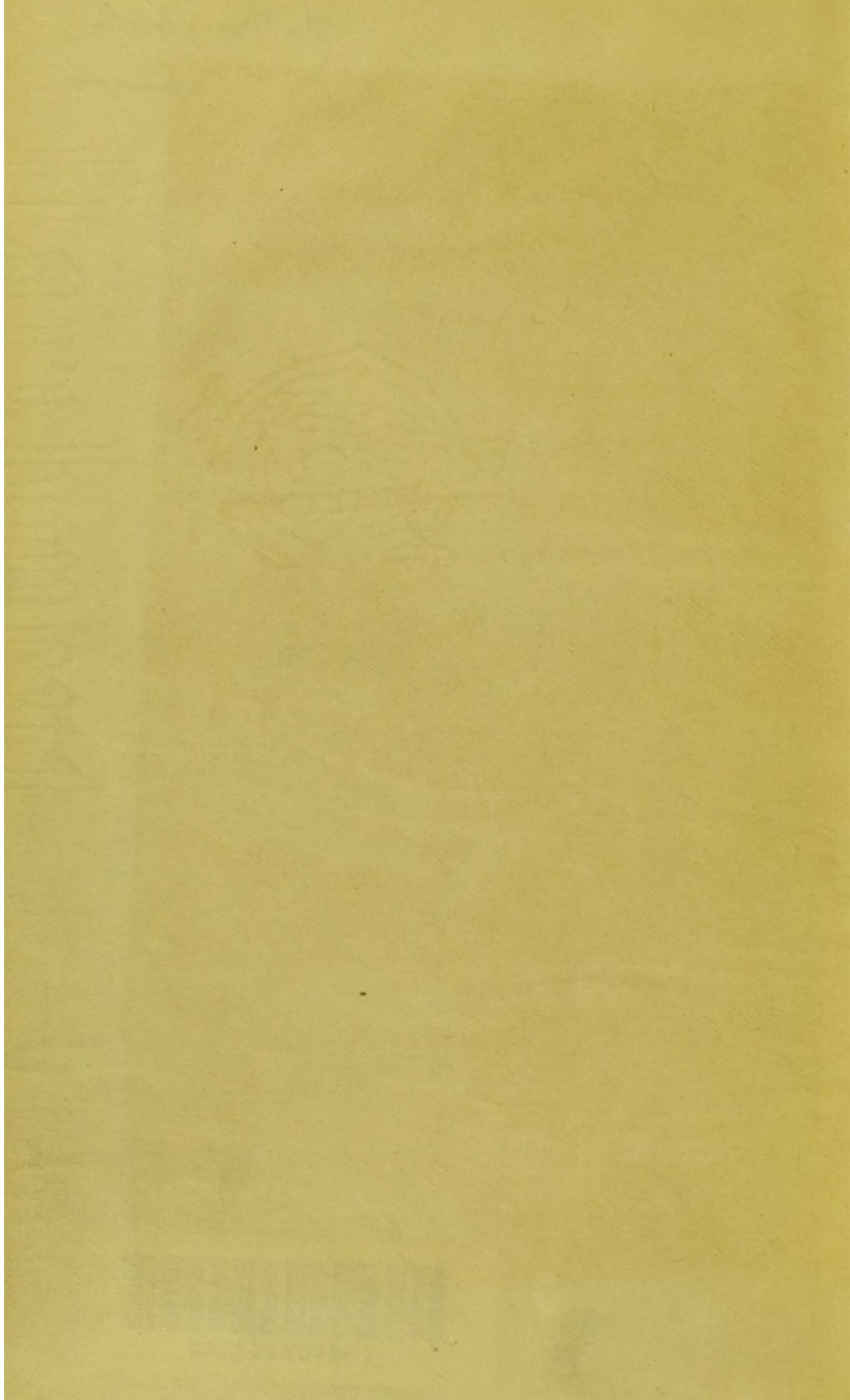
A. Kronfeld

DA. AL (2)



22101560789

Gwin Clark



30

# Beiträge

zur

# Geschichte der Medizin.

Herausgegeben von  
**Dr. Adolf Kronfeld,**  
Redakteur der „Wiener Medizinischen Wochenschrift“.

---

## II.

**Die Entwicklung des Anatomiebildes seit 1632.**

Mit 19 Abbildungen.

Von **Dr. Adolf Kronfeld.**

---

**Dr. Pasqual Josef Ferro. Ein Lebens- und Kulturbild.**

Nach Urkunden der Familie Ferro.

Von **Stabsarzt Dr. Oskar Steinhaus.**

---



**Wien 1912.**

---

**Verlag von MORITZ PERLES**

k. und k. Hof-Buchhändler

I., Seilergasse 4.

Verlag von MORITZ PERLES, k. und k. Hofbuchhändler, Wien,  
I., Seilergasse 4.

---

Beiträge  
zur  
**Geschichte der Medizin.**

I.

1. Zur Geschichte der Syphilis.
2. Ein antikes Motivbild.
3. Eine Poliklinik aus dem V. Jahrhundert a. Chr.

Von

**Dr. Adolf Kronfeld**

Redakteur der „Wiener Medizinischen Wochenschrift“.

Preis K 1.— (M. 1.—).

---

Führer durch das  
**Medizinische Wien**  
Geschichte und Organisation.

Herausgegeben von

DA. AL(2)

**Dr. Adolf Kronfeld**

Redakteur der „Wiener Medizinischen Wochenschrift“.

Preis kartoniert K 2.80 (M. 2.80), elegant gebunden K 3.20 (M. 3.20).

---

**Medizinische Chronik**

des

**XIX. Jahrhunderts.**

Zusammengestellt

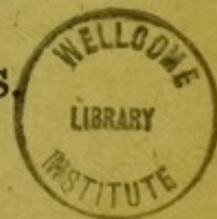
von

**Dr. Heinrich Adler und Dr. Adolf Kronfeld,**

Redakteuren der „Wiener Medizinischen Wochenschrift“.

Zweite mit Nachträgen und Ergänzungen versehene Auflage.

Preis K 3.— (M. 3.—).



332247

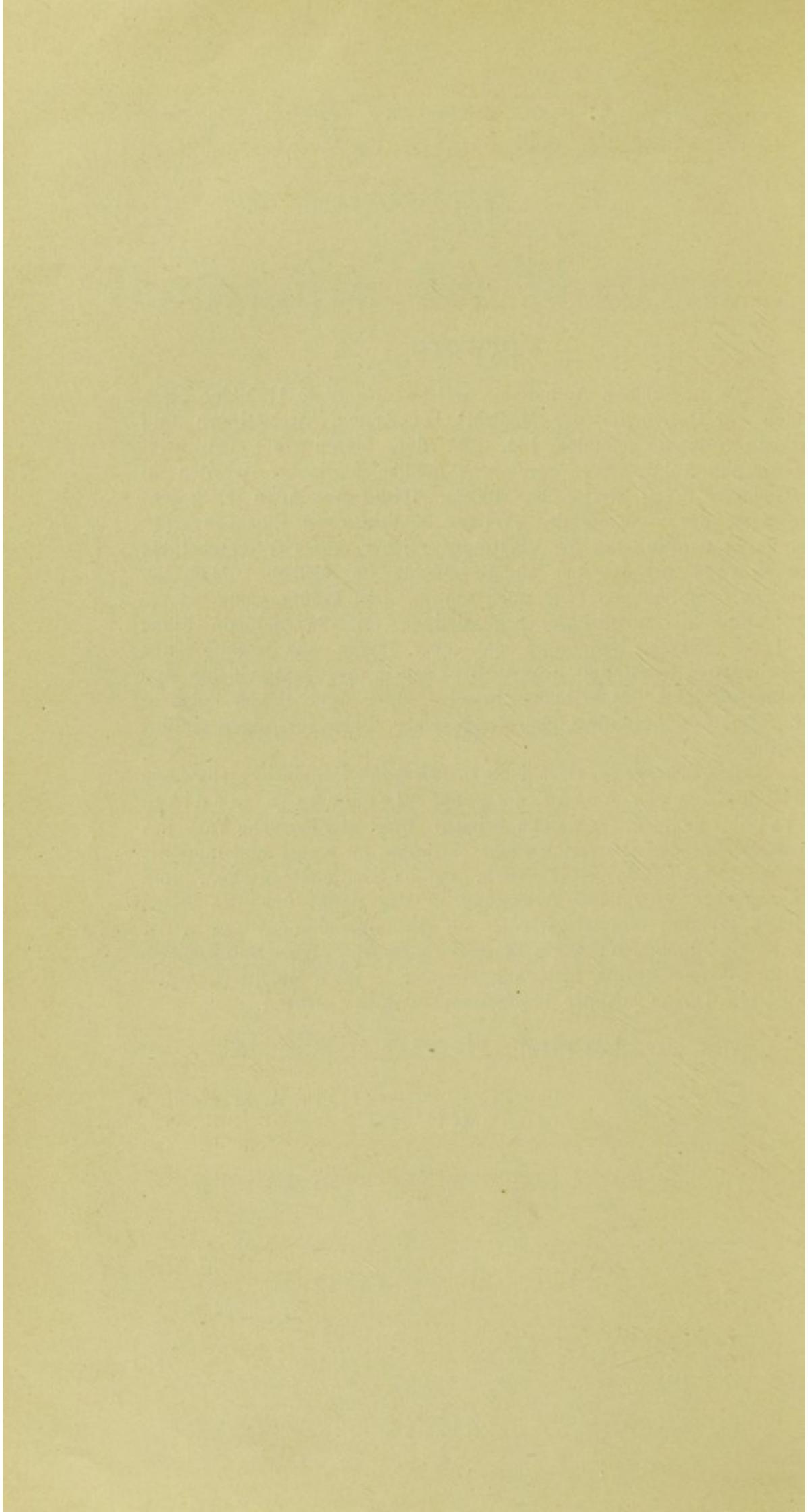
## Vorwort.

Die freundliche Aufnahme, welche das erste Heft der „Beiträge zur Geschichte der Medizin“ bei Ärzten, Archäologen und Kunsthistorikern gefunden hat, gibt dem Herausgeber den willkommenen Anlaß, diese Sammluug medikohistorischer Arbeiten in zwangloser Folge weiter zu führen. Dem gewohnten Entgegenkommen des Verlegers der „Wiener Medizinischen Wochenschrift“ ist es zu danken, daß die „Beiträge“ reicher illustriert erscheinen, als es sonst bei Arbeiten zur Geschichte der Medizin üblich ist. Die bis zum heutigen Tage noch immer nicht kräftig genug betonte Bedeutung der medizinischen Disziplinen für die bildende Kunst und die reziproke Bedeutung zahlreicher Werke aus verschiedenen Epochen der freien und angewandten Kunst für die Geschichte und Kulturgeschichte des ärztlichen Standes sollen auch in der Folge in einer Auswahl besonders charakteristischer Bilder vor Augen geführt werden.

Die „Beiträge zur Geschichte der Medizin“ werden in erster Linie Themen über *Austriaca* und *Viennensia* medikohistorischen Inhalts bringen. Eine altgriechische Vase aus dem Besitze des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien hat — in einer neuen, pathologisch-anatomischen, vom Herausgeber vertretenen Auslegung — das Hauptstück des ersten Heftes gebildet; nunmehr werden auf den folgenden Blättern in der Reihe der Anatomiebilder ein Original (wohl zum ersten Mal) und ein Stich aus dem Besitze ärztlicher Sammler in Wien publiziert, ferner wird ein Thema aus der Impfgeschichte Wiens erörtert.

Wien, im Jänner 1912.

Dr. A. Kronfeld.



## Die Entwicklung des Anatomiebildes seit 1632.

Von Dr. **ADOLF KRONFELD.**

Nach einem Vortrage in der „K. k. Gesellschaft der Ärzte“, Sitzung vom 26. Mai 1911.

Das Auftauchen eines neuen Anatomiebildes in der deutschen Kunst gibt mir den Anlaß, in aller Kürze und mit Hervorhebung des besonders Charakteristischen die Entwicklung des Anatomiebildes seit dem Jahre 1632 zu besprechen. Ich kann heute weder auf die bewegte Geschichte der Anatomie noch auf die Anatomiebilder vor dem Jahre 1632 eingehen; ich kann auch die Entwicklung der anatomischen Illustration, an welcher die Wiener Schule in hervorragendem Maße Anteil genommen hat, nicht in den Kreis meiner Erörterungen ziehen. Ich erwähne als die wichtigsten Erscheinungen der Literatur: Choulant's „Geschichte der anatomischen Abbildung“ (1852); Tilanus' „Beschrijving der Schilderijen afkonstig van het Chirurgijusgild te Amsterdam“ (Amsterdam 1865); Triaire's „Les leçons d'anatomie et les peintres Hollandais“ (1887); Meige's „Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière“ (1890 ff.); Richer's „L'art et la Médecine“ (1903); Holländer's „Die Medizin in der klassischen Malerei“ (1903) neben zahlreichen Detailarbeiten.

Im Jahre 1632 malte Rembrandt „Die Anatomiestunde des Dr. Tulpius“. (Fig. 1). Etwa 80 Jahre früher war das Sezieren menschlicher Leichen zu Unterrichtszwecken in Holland gestattet worden, und es wurde gebräuchlich, öffentliche Vorträge über menschliche Anatomie abzuhalten. Die Vorträge und Demonstrationen fanden in den Vereinshäusern der Chirurgen, in mit Skeletten, Statuen und Bildnissen geschmückten Lokalen statt. Die Wundärzte und Chirurgen ließen sich, ähnlich wie andere Körperschaften in Holland, auf Gesellschafts- oder Genossenschaftsbildern verewigen und es lag nahe, Bilder zu bestellen, welche die Ärzte bei der Anatomie darstellten. Dr. Nicolasa

Tulpius (1593—1678), später Bürgermeister von Amsterdam, der „Observationes medicae“ (1652) geschrieben hat, bestellte beim jungen Rembrandt das Bild, welches ihn mit den sieben Vorstehern der Amsterdamer Chirurgen Gilde der Nachwelt erhalten und künstlerisch verherrlichen sollte, wie keine Gruppe von Ärzten früher oder später verherrlicht wurde. Die sieben dargestellten Kollegen heißen: In der unteren Reihe von Tulpius nach links: Block, Devitt, Slabraan und Koolveld; in der oberen Reihe: Hartmansz, Kalkoen und van Loenen. Das Subjectum anatomicum — es handelte sich ja regelmäßig um einen Justifizierten — ist uns nicht genau bekannt, da im Jahre 1632 zwei Justifizierungen in Amsterdam stattgefunden haben.

Alle Kopien der Rembrandt'schen „Anatomiestunde“ vom Jahre 1632, auch die Versuche, das Bild in Naturfarben zu photographieren, versagen. Aber auch die bescheidenen Reproduktionen lassen die Schönheit des Werkes ahnen, das nicht bloß die grandioseste Anatomie bis auf den heutigen Tag, sondern auch die vornehmste künstlerische Verherrlichung der ärztlichen wissenschaftlichen Arbeit überhaupt darstellt. Rembrandt hat nämlich aus der Nebeneinanderstellung von Bildnissen, wie sie auf den älteren Anatomien üblich war, ein Kunstwerk geschaffen, auf welchem die Leiche, verkürzt und von unten gesehen, in ihrer oberen Hälfte hell beleuchtet, thematisch und in der Lichtführung das Zentrum bildet, um das sich die Ärzte gruppieren. Dr. Tulpius sitzt neben einem Folianten und hat den Hut auf dem Kopfe, während seine Zuhörer barhäuptig sind. Tulpius erklärt die Wirkung der Beuger des linken Vorderarmes und beugt unwillkürlich den eigenen linken Arm, um die Demonstration zu vervollständigen. Das berühmte Gemälde befand sich bis zum Jahre 1828 im Anatomiezimmer der Amsterdamer Chirurgen Gilde. König Wilhelm I. erwarb das Werk um den Preis von 32.000 Gulden und übergab es der Gemäldesammlung im Haag.

Ferner zeige ich Ihnen das Bild des Dr. Nicolaas Tulpius nach dem Original von Nicolaas Elias, einem Maler, der sich freilich nicht mit Rembrandt messen konnte (Fig. 2). Einen tiefen Sinn hat die brennende, auf dem Bilde dargestellte Kerze, denn der Wahlspruch unseres Kollegen lautet: *Aliis inservando consumor*.

Sehr merkwürdig ist eine zweite „Anatomiestunde“ von Rembrandt, welche den Dr. Johann Deyman als Hauptperson vorführt (Fig. 3). 24 Jahre nachdem Rembrandt die Anatomie des Dr. Tulpius geschaffen, wurde dieses Bild gemalt. Es hat durch einen Brand und durch Übermalungen so sehr gelitten, daß es heute kaum mehr rembrandtesk anmuten kann. Wilhelm Bode hat die Ruine des Bildes in England entdeckt und nach Amsterdam gebracht.

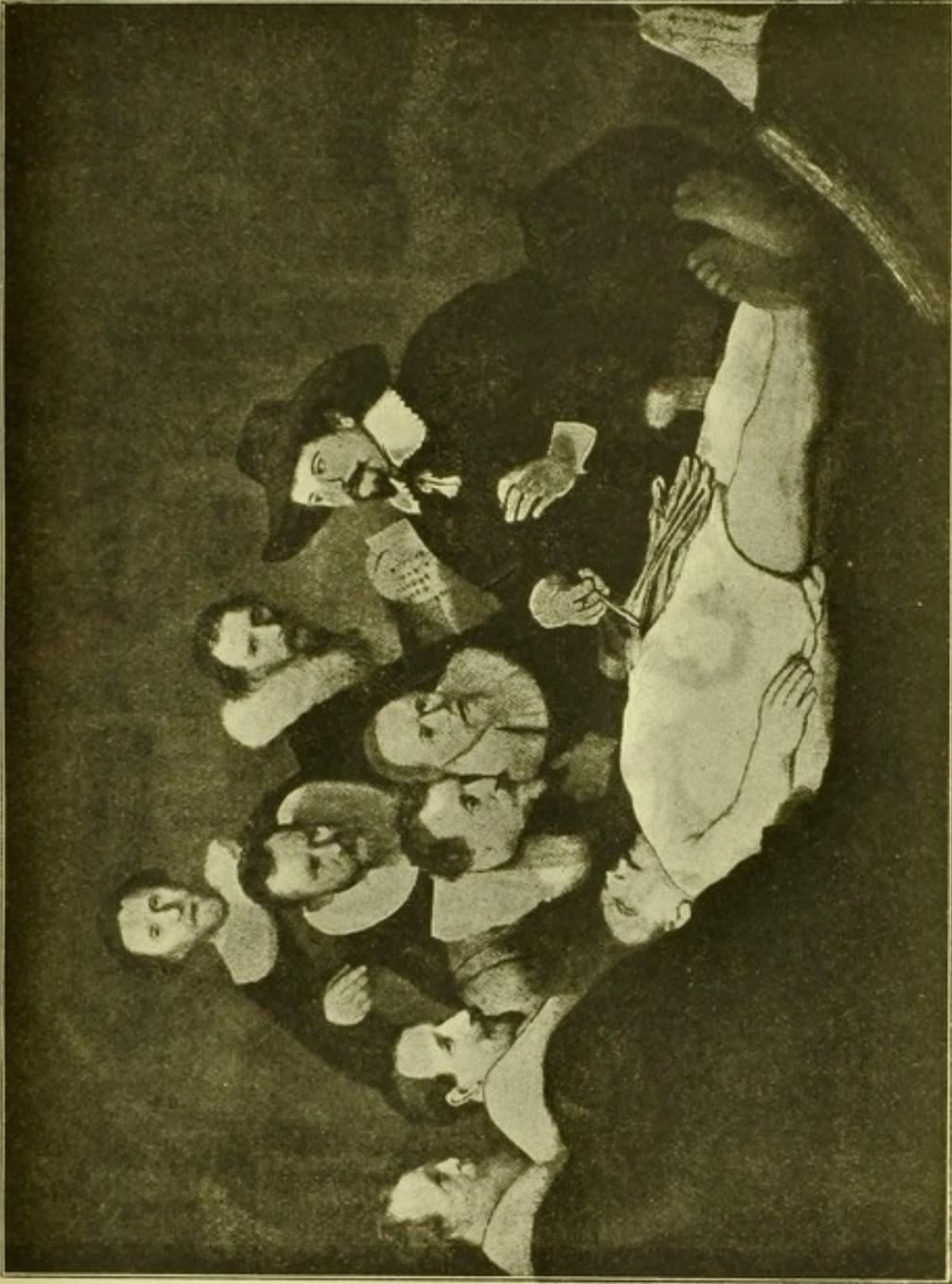


Fig. 1. Rembrandt. Anatomiestunde des Dr. Tulpius.

Dr. Deyman ist mit der Brust- und Bauchsektion fertig und präpariert soeben das Gehirn; die Leiche ist diesmal in ungemein kühner Verkürzung dargestellt, welche an eine ältere Naturstudie des norditalienischen Klassikers Andrea Mantegna erinnert.

Die „Anatomiestunde“ des Dr. Frederik Ruysch von Adraen Backer, welche im Jahre 1670 gemalt wurde, schließt sich den

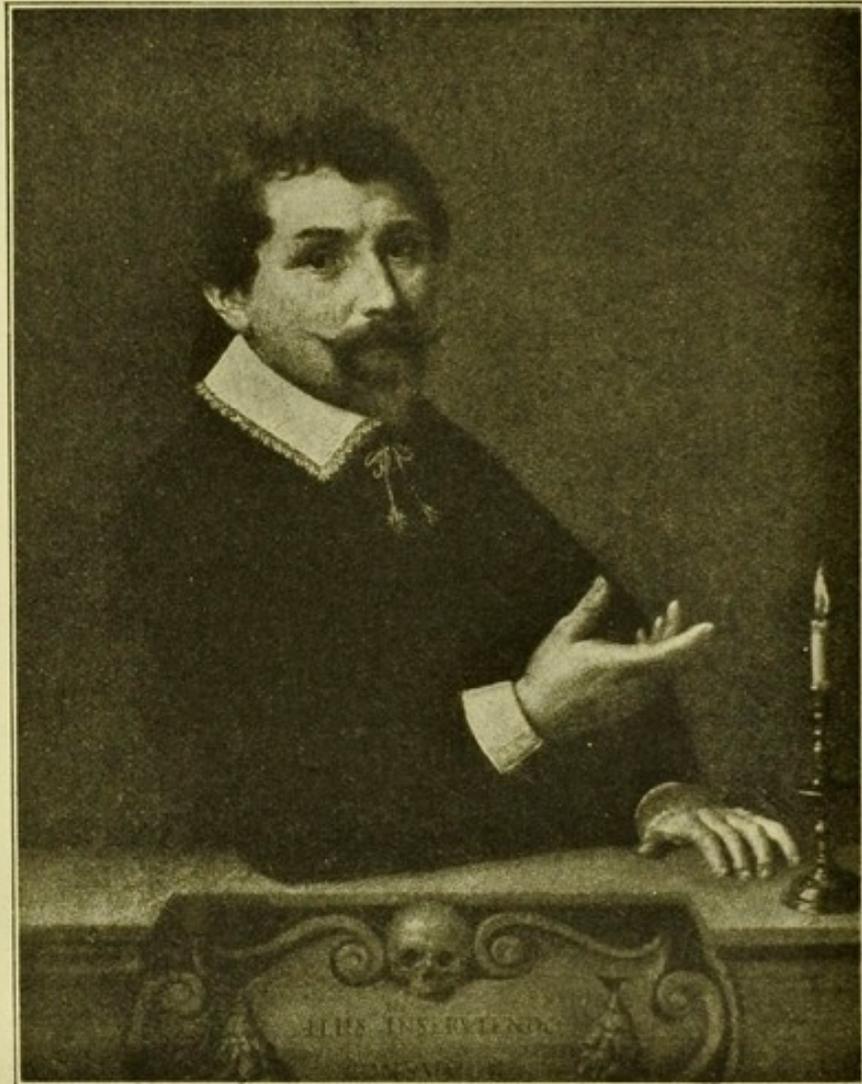


Fig. 2. Nicolaas Elias, Porträt des Dr. Tulpus.

Werken Rembrandts an (Fig. 4). Der Leichnam des Jünglings in halber Verkürzung ist wohl etwas zu klein und zu nebensächlich geraten. Statuen der Hygiea und des Aesculap schmücken den Raum, dessen Inhalt von der geistigen Geschlossenheit und der großartigen Lichtführung Rembrandts nichts mehr verrät. Dr. Frederik Ruysch war der Entdecker der Arteriae und Venae bronchiales; er war

eine auch sonst in der Geschichte der Medizin, der Botanik und der Blumenmalerei bekannte Persönlichkeit.

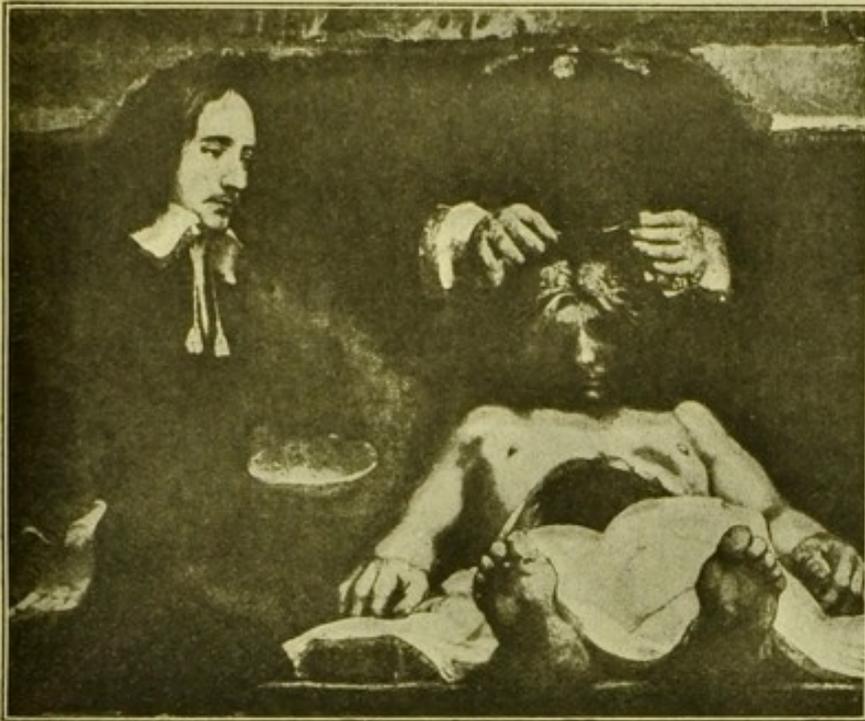


Fig. 3. Rembrandt, Anatomiestunde des Dr. Deyman.

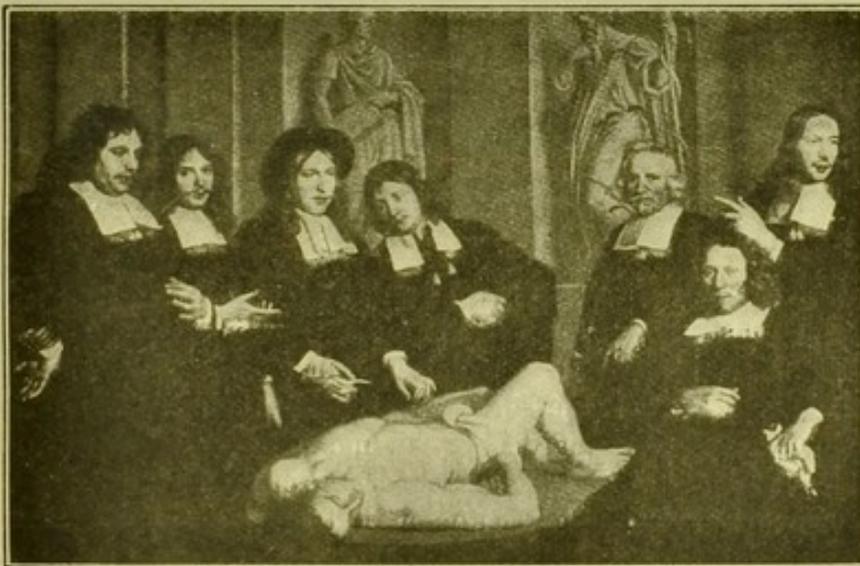


Fig. 4. Backer, Anatomiestunde des Dr. Ruysch.

Ein Amsterdamer Arzt und Maler, Jan van Neck (1636 bis 1714), hat im Jahre 1683 nochmals den Professor Frederik

Ruysch während einer „Anatomischen Vorlesung“ dargestellt. (Fig. 5). Wir sehen den uns bereits bekannten Arzt bei der Anatomie der Leiche eines Neugeborenen. Die Demonstration der Nabelschnur und der Placenta scheint bei den Kollegen lebhaftes Interesse zu erwecken. Ruysch trägt den Hut, die fünf Zuhörer sind barhaupt. An Stelle des später in den Anatomiebildern auftretenden Dieners bringt hier ein munterer Knabe das Skelett eines Kindes herbei. Der Knabe heißt Hendrik Ruysch; er ist der Sohn des Arztes und beginnt sich, wie wir sehen, schon sehr frühzeitig dem anatomischen Studium zu widmen.

Im Jahre 1728 entstand die „Anatomiestunde des Professors Roell“ von Cornelis Troost (Fig. 6). Drei Chirurgen in elegantem



Fig. 5. Van Neck, Anatomiestunde des Dr. Ruysch.

Kostüm sitzen neben einer Leiche, an welcher Roell das rechte Kniegelenk demonstriert. Die Zuhörer tragen Dreimaster und Allongerücken, der Lehrer und der hinter ihm stehende Anatomiedienstler sind barhaupt. Der Professor arbeitet mit sondenartigen langen Haken, offenbar um mit der Leiche nicht in direkte Berührung zu kommen. Roell war Nachfolger des Professors Ruysch und Vorgänger des berühmten Anatomen Petrus Camper.

Ich schließe mit dieser Anatomie, welche wegen der Grandezza und des Kostüms geradezu den Eindruck einer Haupt- und Staatsaktion macht, die Reihe der holländischen Anatomiebilder, denn die folgenden lassen den Einfluß von Rembrandt kaum mehr erkennen und sinken zu unkünstlerischen, lang-

weiligen Gruppenporträts herab, wie sie schon vor Rembrandt Mode waren.

Das Subjectum anatomicum war gewöhnlich die Leiche eines Justifizierten, selten ein Skelett oder Skeletteile, sehr selten ein neugeborenes Kind oder eine weibliche Leiche; Josef Hyrtl hat uns die Art und Weise der Leichenbeschaffung für wissenschaftliche Zwecke drastisch genug beschrieben. Da nur Justifizierte sezirt werden durften, waren Anatomien recht seltene Ereignisse. In Wien fand bekanntlich die erste wissenschaftliche Sektion auf deutschem Boden statt. Ein italienischer Arzt, Galeazzo di Sancta Sophia, kam aus Padua nach Wien und hielt hier am 12. Februar 1404



Fig.-6. Troost, Anatomiestunde des Dr. Roell.

anatomische Demonstrationen an einer Leiche ab. Ferner fanden Sektionen in den Jahren 1418, 1444, 1452, 1455 und 1459 in Wien statt. Die Versuche, in Wien Sektionen männlicher und weiblicher Leichen regelmäßig abzuhalten, scheiterten an dem Leichenmangel. Eine Sektion, welche am 16. März 1440 an einem gehängten Verbrecher ausgeführt werden sollte, erfolgte nicht, da der Verbrecher wieder zum Leben kam. Die erste Sektion einer weiblichen Leiche wurde im Jahre 1452 im Hause der Fakultät in der Weihburggasse abgehalten. Auch die Sektion, welche im Jahre 1492 hätte stattfinden sollen, unterblieb, da der gehängte Verbrecher wieder ins Leben zurückgerufen werden konnte. Ich kann auf die Geschichte des anatomischen Unterrichtes in Wien nicht näher eingehen und führe nur an, daß im Jahre 1741 ein Wiener Pro-

fessor von der Regierung eine Rüge erhielt, weil er keinen Actus anatomicus durchgeführt hatte. Der Professor brachte die Entschuldigung vor, daß er zwar ein Subjectum anatomicum, aber keinen Prosektor erlangen konnte <sup>1)</sup>.

Auch in England wurden für anatomische Zwecke die Leichen von Justifizierten verwendet. William Hogarth hat als viertes Blatt der bekannten „Stationen der Grausamkeit“ eine Anatomie in seiner satirischen Weise dargestellt (Fig. 7). Auf dem Bilde fällt vor allem der Prosektor auf, der mit der linken Faust in den Eingeweiden des justifizierten Verbrechers Tom Nero wühlt. Ein Gehilfe arbeitet an dem rechten Auge, ein zweiter an dem linken Bein der Leiche. Der Professor sitzt in throno und weist mit einem Stabe auf den Brustkasten der Leiche hin. Das Verbrecherherz wird einem Hunde vorgeworfen; man erkennt hier deutlich die unwissenschaftliche, moralisierende Nebenabsicht des Bildes. Auffällig ist, daß in Tom Neros Schädel ein Haken eingetrieben wird und daß der Kopf an einem Ankertau hängt. Lichtenberg, der Kommentator Hogarth's, bemerkt mit Recht, daß durch eine derartige Prozedur das Gehirn für wissenschaftliche Zwecke untauglich wurde. Wir sehen auf dem Bilde den Anatomiediener, welcher Eingeweidestücke sammelt, ferner die Art und Weise, wie Skeletteile ausgekocht werden. Vom gerichtlich-medizinischen Standpunkte aus interessant ist, daß der Leichnam des Verbrechers die Anfangsbuchstaben seines Namens T. N. als Tätowierung am linken Arme zeigt. Das englische Volk nennt derartige Tätowierungen — in Vorahnung der Lehren Lombroso's von den angeblichen Stigmata des Verbrechers — noch heute „Galgenzeichen“. Ferner hat das Gesicht der Leiche, ähnlich wie auf dem ruinenhaften Anatomie-bilde Rembrandts vom Jahre 1656, einen Ausdruck, als ob die Schrecken der Justifizierung noch nach dem Tode festgehalten würden. Auch dieses Motiv hat eine unwahren, unwissenschaftlichen, moralisierenden Zweck. Die sehr stattliche Londoner Anatomie ist mit den Skeletten von zwei Verbrechern geschmückt. Das Wappen der ärztlichen Fakultät über dem Thronsessel zeigt eine Hand, die einer anderen den Puls fühlt, u. zw. in sehr zierlicher Weise mit dem kleinen Finger <sup>2)</sup>.

Auf anatomische ältere Arbeiten italienischer Maler gehe ich nicht näher ein. Es ist bekannt, daß sich insbesondere Leonardo,

<sup>1)</sup> Hyrtl: Geschichte der Anatomie in Prag, 1841; Hyrtl: Lehrbuch der Anatomie des Menschen, 1. Aufl., 1846; Hyrtl: Handbuch der topographischen Anatomie, 1. Aufl., 1847; Puschmann: Geschichte des medizinischen Unterrichts, Leipzig 1889; Schmarda: Das medizinische Doktorenkollegium im 15. Jahrhundert („Ein halbes Jahrtausend“ Wien 1899.)

<sup>2)</sup> William Hogarth's Zeichnungen mit der vollständigen Erklärung derselben von G. C. Lichtenberg, 2. Aufl., Stuttgart 1857.



Fig. 7. Hogarth, Die Anatomiestunde.

daß sich auch Raphael mit ernstern anatomischen Studien beschäftigt hat. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts führte der Italiener Guilielmi für die alte Aula der Wiener Universität das Deckengemälde aus, welches als vornehme Repräsentantin der medizinischen Fakultät eine anatomische Vorlesung bringt. Es ist mir bisher nicht gelungen, eine gute Farbenphotographie dieses Bildes zu gewinnen; ich behalte mir deshalb vor, den Schmuck eines Hauses, in welchem die K. k. Gesellschaft der Ärzte bis zum Jahre 1893 gastlich untergebracht war, ein anderesmal zu demonstrieren.

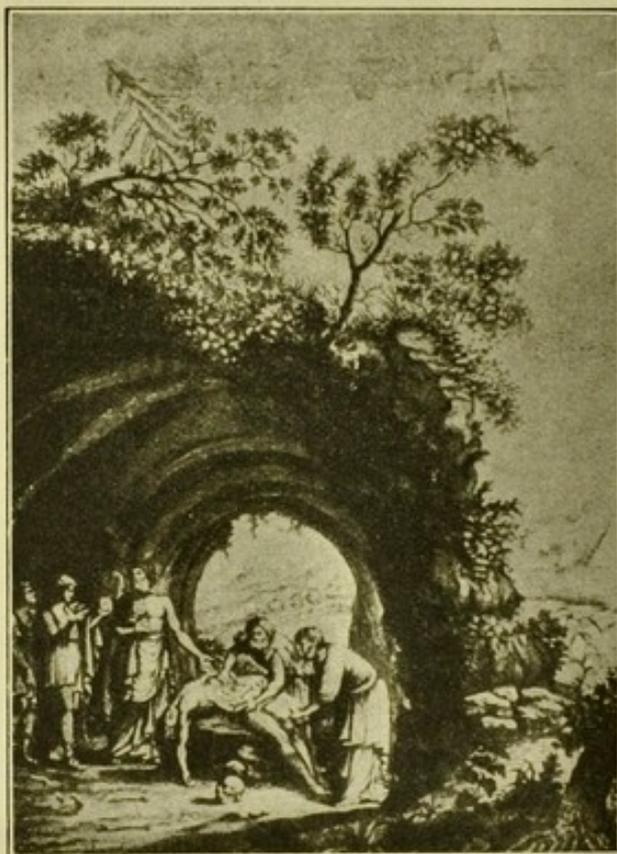


Fig. 8. A n o n y m u s, XVIII. Jahrh. Die Anatomiestunde (Sammlung Prof. A l e x a n d e r in Wien).

Bekanntlich sind die Titelblätter alter anatomischer Lehrbücher und Atlanten oft mit anatomischen Bildchen geschmückt. Eine Vorlage für ein derartiges Titelbildchen scheint der Stich zu sein, den ich der Güte des Prof. A l e x a n d e r verdanke und sowohl im Original als auch im Lichtbilde vorführe. (Fig. 8) Die Sektion findet im Freien, in einer Höhle statt, die in der Nähe von Rom liegt. Die Personen sind durchaus in antiken Gewändern dargestellt; der Prosektor hat die Bauchhöhle der männlichen Leiche eröffnet der

Assistent liest aus einem Buche vor, einer der zwei Hörer oder Studenten trägt das Herz des Toten in der Hand. Auch hier macht sich ein moralisierender Beigeschmack geltend, welchen der Arzt und Dichter Justinus Kerner ein Jahrhundert später in den Versen ausgedrückt hat:

„O, wie groß ist doch die Leber, drin des Menschen Zorn gelegen!  
Und wie klein sein Sitz der Liebe, dieses Handvoll Herz dagegen!“

Das Motiv, daß der Prosektor soeben die Leber freilegt und ein Student das Herz in die Höhe hebt, läßt diese Komposition geradezu als Illustration zu den posthumen Versen erscheinen. Sonst ist die Anatomie wenig anregend; der falsche, opernhafte Hippokrates-Typus der Hauptperson, das einförmige Kostüm und insbesondere die Wiederholung der gleichen Gesichtszüge bei drei Personen können uns nicht erwärmen.

Ein Beispiel aus der japanischen Kunst der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts liefert das folgende Aquarell. (Fig. 9). Wir sehen neben der hängenden, bekleideten weiblichen Leiche den sitzenden Arzt, wahrscheinlich einen Europäer in japanischem Kostüm. Holländer<sup>3)</sup>, dem wir die Publikation dieses Blattes verdanken, nimmt an, daß die ungewöhnliche Stellung der Leiche „eine hohle Phantasie“ sei und daß das Bild den Zweck gehabt habe, Stimmung gegen die Fremden, in diesem Falle gegen einen holländischen Arzt zu erwecken. Man kann sich dieser Ansicht bei der Betrachtung des sehr ernst und außerordentlich vornehm wirkenden Blattes kaum anschließen. Ich will nur hervorheben, daß es diesmal wieder ein holländischer Arzt und ein Landsmann des Dr. Tulpius war, der einen Künstler im fernen Japan zu einer „Anatomie“ angeregt hat.

Die Gruppenbilder von Ärzten, welche sich am Seziertische zu ernster Arbeit zusammenfinden, hören im 18. Jahrhundert in der holländischen Malerei ganz auf. Es fehlten die großen Künstler und es fehlten wohl auch die kunstsinnigen Ärzte. Auch wurden die Sektionen und der Sezierraum zu wissenschaftlichen Einrichtungen, die jede Universität besaß. Das Großartige, Seltene, wohl auch Gruseln Erweckende der früheren Anatomiedarstellungen war verschwunden. Über den Verlauf eines Cursus anatomicus besitzen wir aus dem Jahre 1711 und aus der Feder des damaligen Physicus ordinarius in Rothenburg a. d. Tauber Dr. Karl Friedrich Höchstetter eine genaue Beschreibung. Der Arzt hatte die anatomischen Demonstrationen an der Leiche der hingerichteten Kindesmörderin Margarete Blumenschein vorgenommen. Der Beschreibung Höchstetter's (Städtisches Archiv von Rothenburg, Bd. 1712, p. 225—240) entnehmen wir, wie kom-

<sup>3)</sup> Deutsche Med. Wochenschr. 1908, Nr. 47.

pliziert ein derartiger Cursus anatomicus war und welche Anforderungen derselbe an den Arzt stellte. Nach einer langwierigen Zeremonie wurde der Leichnam der geköpften Kindesmörderin dem Prosektor ausgefolgt. Die anatomischen Demonstrationen wurden



Fig. 9. Unbekannter japanischer Maler, Die Anatomie.

auf einer Tafel vorgenommen, welche mit acht Kerzen beleuchtet war. An der Mitte des Tisches stand der Physikus, neben ihm die beiden geschworenen Chirurgen, im Halbkreise die übrigen Chirurgen, Feldscherer und Badergesellen; an diese schlossen sich die Heb-

ammen an, dann folgten die Zuschauer aus dem großen Publikum. Höchstetter erklärte in einer längeren Ansprache den Nutzen und die Notwendigkeit anatomischer Kenntnisse nicht nur für Ärzte und Chirurgen, sondern auch für das große Publikum, schilderte in deutscher Sprache die Schwierigkeiten einer Demonstration und den Weg der Arbeit. Zuerst wurde jeder Teil in situ gezeigt und generaliter besprochen; hierauf wurde der Teil extra situm demonstriert und spezialiter erklärt. Im ganzen umfaßte der Kursus acht Demonstrationen. Bei der letzten wurde das große Publikum ausgeschlossen, „weil das cadaver schon starck angefangen hat zu riechen“. Für die Hebammen fand ein Sonderunterricht statt. Bei dem Leichenbegängnisse der seziierten Kindesmörderin mußte der Physikus die mangelnde Assistenz der Geistlichkeit ersetzen; schließlich mußte er in Gelegenheitsversen, wie sie damals üblich waren, die wissenschaftliche Arbeit abschließen:

„Wir aber nehmen ietz zum Nutzen von ihr das,  
Daß wir aus ibrem Leib und dem Geripp erklären,  
Wie wir in unsern Leib beschaffen mögen seyn,  
Wie wir daraus die Kunst in etwas mögen lehren,  
Wie uns zu helfen sey bei unsrer Krankheitspein.“

Auch der Plan des Physikus Dr. Höchstetter, das Skelett der Kindesmörderin für Studienzwecke aufzubewahren, war mit manchen Umständlichkeiten verbunden. Der erste Cursus anatomicus in Rothenburg a. d. T. ist wohl auch der letzte gewesen; denn nicht alle Stadtphysici waren geneigt, im Dienste der Wissenschaft so große Opfer an Zeit und Arbeit zu leisten, moralisierende Grabreden zu verfassen und den Pegasus zu besteigen. Dr. Höchstetter stand im Jahre 1711 im 31. Lebensjahre und hatte eben seinen Stolz und seine Ehre darein gesetzt, eine außerordentliche wissenschaftliche Leistung zum Besten seiner Kunst und seiner Mitmenschen zu vollbringen <sup>4)</sup>.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts blieben die Leiche und das Skelett in der Kunst Objekte der moralischen Betrachtungen; das wissenschaftliche Moment trat in den Hintergrund. Durch die ganze Kunstgeschichte, von der ältesten griechischen Zeit angefangen, geht das Skelettmotiv mit durchaus religiös-moralischem und ganz ohne wissenschaftlichen Beigeschmack. Die Gegenüberstellung von Leben und Tod ist ein ewiges Thema der Kunst bis auf den heutigen Tag. Der geniale Maler Antoine Joseph Wiertz in Brüssel, welcher mit Vorliebe medizinische Themen dargestellt hat, schildert einmal ein junges Mädchen neben seinem eigenen Skelett. (Fig. 10). Die korrekte Darstellung des Skeletts ist an dem Bilde zu loben. Das ernste Streben, neben einem menschlichen Körper das dazugehörige

<sup>4)</sup> „Die Linde“, Beilage zum „Fränk. Anz.“, 1910, Nr. 10 u. 11.

Skelett zu demonstrieren, mag es rechtfertigen, daß ich gerade dieses Beispiel aus einer langen Reihe von Porträts mit Skeletten gewählt habe.

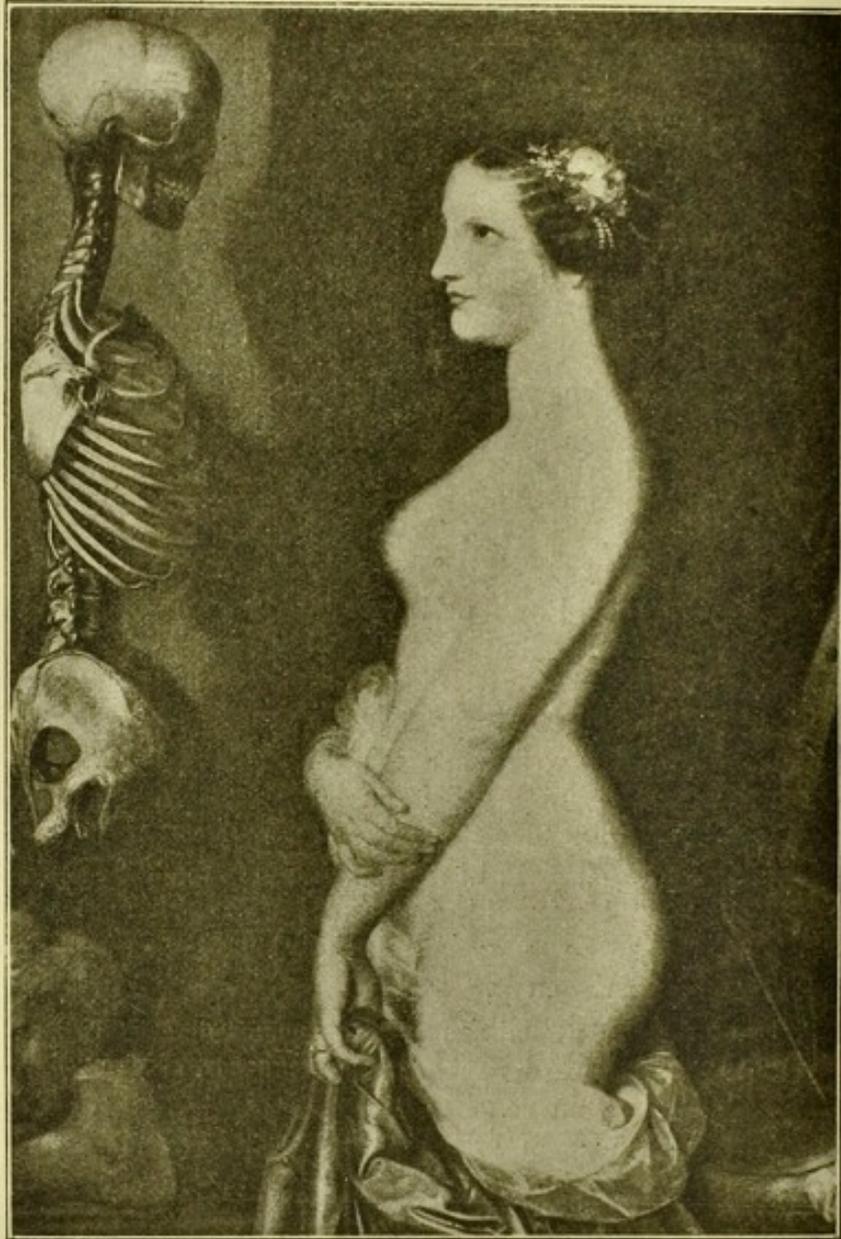


Fig. 10. Wiertz, Das schöne Mädchen.

An den Anfang der Anatomien im XIX. Jahrhundert stelle ich ein älteres Bild von Andreas Vesalius (1514—1564), dem Verfasser der Anatomie „De corporis humani fabrica libri septem“ mit ausgezeichnetem Bilderschmucke. (Fig. 11). Über die Persönlichkeit von Vesalius kann ich heute nicht sprechen, ebenso wenig über die

interessante Vesalius-Ikonographie. Sein großes Werk bringt auch sein Porträt. Wir sehen den Anatomer bei der Demonstration eines Muskelpräparates des rechten Armes. Die Zeichnung stammt wahrscheinlich, wie alle Illustrationen zu Vesalius, von Johann

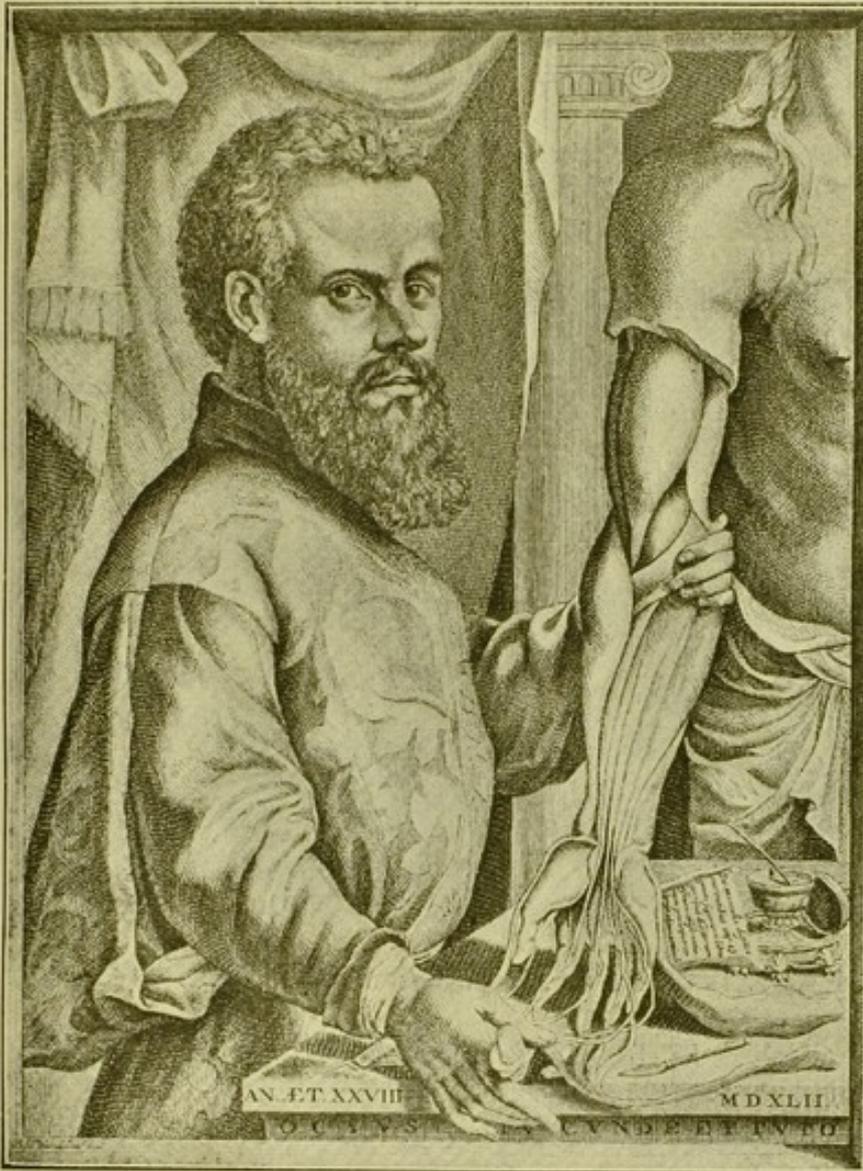


Fig. 11. von Kalkar (?), Andreas Vesalius.

Stephan von Kalkar, einem Tizian-Schüler, her. Wir entnehmen dem Blatte, daß Vesalius im 28. Lebensjahre dargestellt ist, ferner seinen Wahlspruch: *Ocyus, iucunde et tuto*. Das Motto: „Flink, angenehm und sicher“ bezieht sich selbstverständlich auf die kurative Tätigkeit des großen Anatomen.

Das Bild des belgisch-französischen Historienmalers Edouard Jeanne Conrad Hammann aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stellt „Vesalius als Lehrer der Anatomie in Padua“ dar — eine durchaus kühle und akademische Arbeit. (Fig. 12.)

Gabriel v. Max, der österreichische Maler in München, der mit den älteren Kollegen aus unserem Kreise zu Füßen Joseph Hyrtl's in Wien Anatomie gehört und die Schrecken des alten Wiener Seziersaales genau gekannt hat, repräsentiert mit dem sehr bekannten Bilde „Der Anatom“ einen Typus in der modernen Kunst. Das erste Exemplar des Bildes wurde im Jahre 1869 gemalt und nach San Francisco entführt; eine Wiederholung

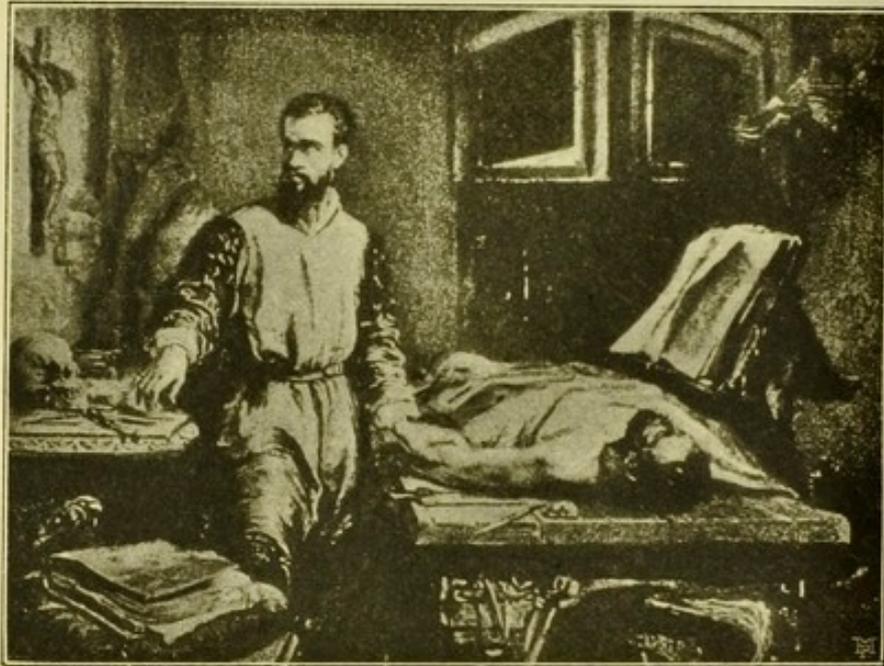


Fig. 12. Hammann, Vesalius als Lehrer der Anatomie.

aus dem Jahre 1875 befindet sich in Melbourne, eine dritte aus dem Jahre 1888 tauchte jüngst im Kunsthandel auf. Das Modell für den Leichnam lieferte eine junge Selbstmörderin; die Einschußöffnung an der Haargrenze der rechten Schläfe, also an der typischen Stelle, ist deutlich zu sehen. Trotzdem Gabriel v. Max anatomische Studien an der Leiche mit großer Vorliebe treibt, zeigt gerade diese Leiche einen sentimental, idealistischen Zug und gleicht mehr einer Schlafenden.

Aus der berühmten Sammlung des Hofrates Politzer kann ich Ihnen ein hiehergehöriges Original-Ölgemälde demonstrieren, welches mit der Anatomie von Gabriel v. Max sehr verwandte Züge aufweist und auch bisher für einen Max gehalten

wurde (Fig. 13). Bei genauerer Besichtigung des Bildes war es mir leicht, als Maler den Münchener Claudius Schraudolph zu ermitteln, der mit Gabriel v. Max zum Piloty-Kreise gehört hat. Die Verwandtschaft mit dem Bilde von Max zeigt sich auch darin, daß in beiden Fällen das sanfte Schlummern, das sanfte Entschlafen dargestellt ist, daß der Realismus in der Zeichnung und im Kolorit der Anatomieleiche durchaus fehlt.

Der Franzose Simonet, der in seinem Bilde „L'Anatomie du coeur“ gewiß von Gabriel v. Max beeinflusst war, geht etwas weiter, wenn auch sein Bild wissenschaftliche Ansprüche nicht genügt. Der Anatom ist auch hier kein Wahrheitssucher, sondern spricht, gleichsam als Richter, den Epilog eines jung entschwundenen Lebens.

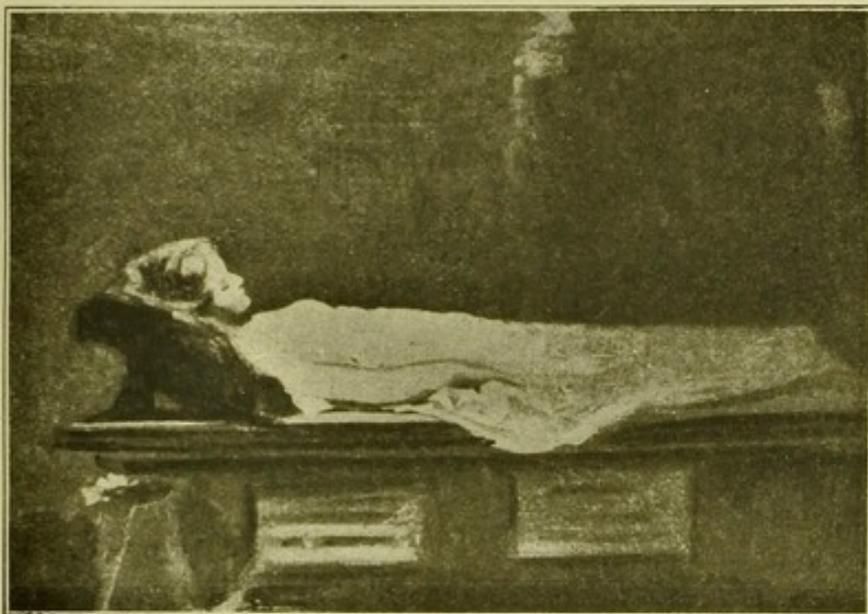


Fig. 13. Schraudolph, Das tote Mädchen (Sammlung Hofr. Politzer).

Franz Skarbina, der viele Jahre Lehrer der Anatomieklasse an der kgl. Akademie in Berlin war, schildert in dem Bilde aus dem Jahre 1878 den „Leichenkeller der Berliner Anatomie“. Der Selbstmörder mit dem Strick um den Hals, der im Leichenkeller zum Leben erwacht, ist, wie mir der Künstler vor Jahren geschrieben hat, eine bloße Phantasie, eine Erfindung des Malers, welche wohl besser ungemalt geblieben wäre. Die hier demonstrierte große Photographie stammt aus dem Nachlasse des im Jahre 1910 verstorbenen Malers.

Mit dem großen Aufschwunge der medizinischen Schule in Paris hängt es zweifelsohne zusammen, daß französische Maler unserer Tage Anatomien, klinische Vorlesungen, Operationen, klinische Visiten mit Vorliebe darstellen. Für Maler der naturalistischen

Richtung liegt es nahe, durch Anfertigung von Abgüssen nach Leichenteilen die Natur, wie es etwa unsere Moulagenkünstler tun, auf das peinlichste zu kopieren. Sogar der große Romantiker Jean Aguste Dominique Ingres hat sich dieses künstlerisch nicht ganz einwandfreien Mittels bedient, wie wir der Erzählung eines Arztes der Salpêtrière entnehmen<sup>5)</sup>: „Mit einem Kollegen zusammen nahm ich die Sektion der dort verstorbenen Frauen vor. Mitunter begleitete uns ein Neffe meines Kollegen Romain Cazes, der

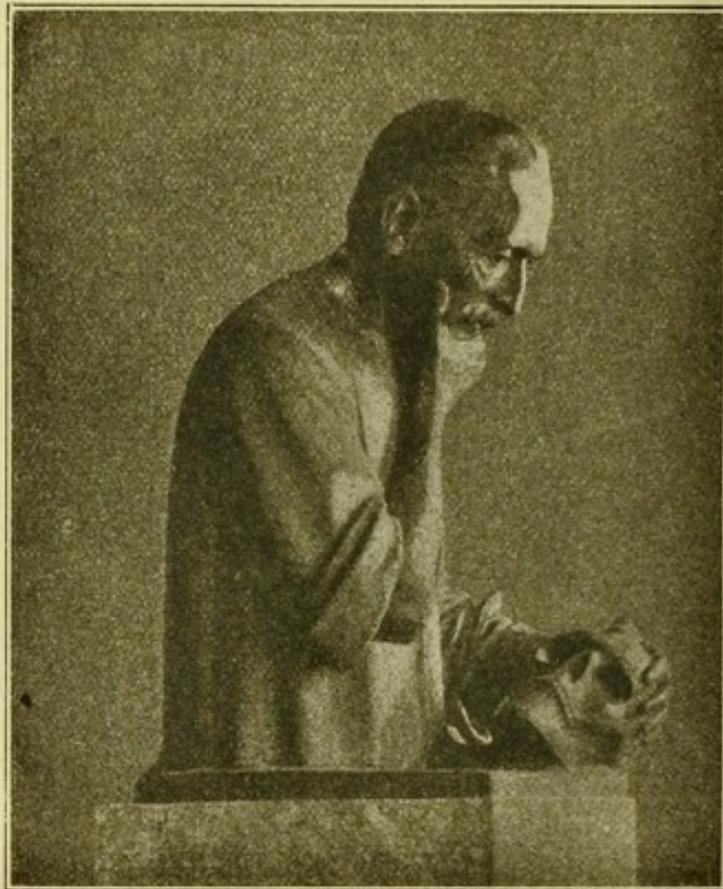


Fig. 14. Canciani, Karl von Langer.

Schüler Ingres'. Eines Tages fanden wir auf unserem Seziertische den herrlichsten jugendlichen Frauenkörper vor. Ganz ergriffen von der Schönheit dieser Formen, sandte Romain Cazes einen Boten zu Ingres, um ihn einzuladen, dieses plastische Meisterwerk der Natur in Augenschein zu nehmen. Ingres folgte der Aufforderung und war gleich seinem Schüler betroffen von der Vollkommenheit dieses Körpers. Die Extremitäten namentlich, die Hände und Füße, erregten seine Bewunderung in dem Maße, daß er sogleich einen

<sup>5)</sup> Ingres d'après une correspondance inédite. Paris 1910.

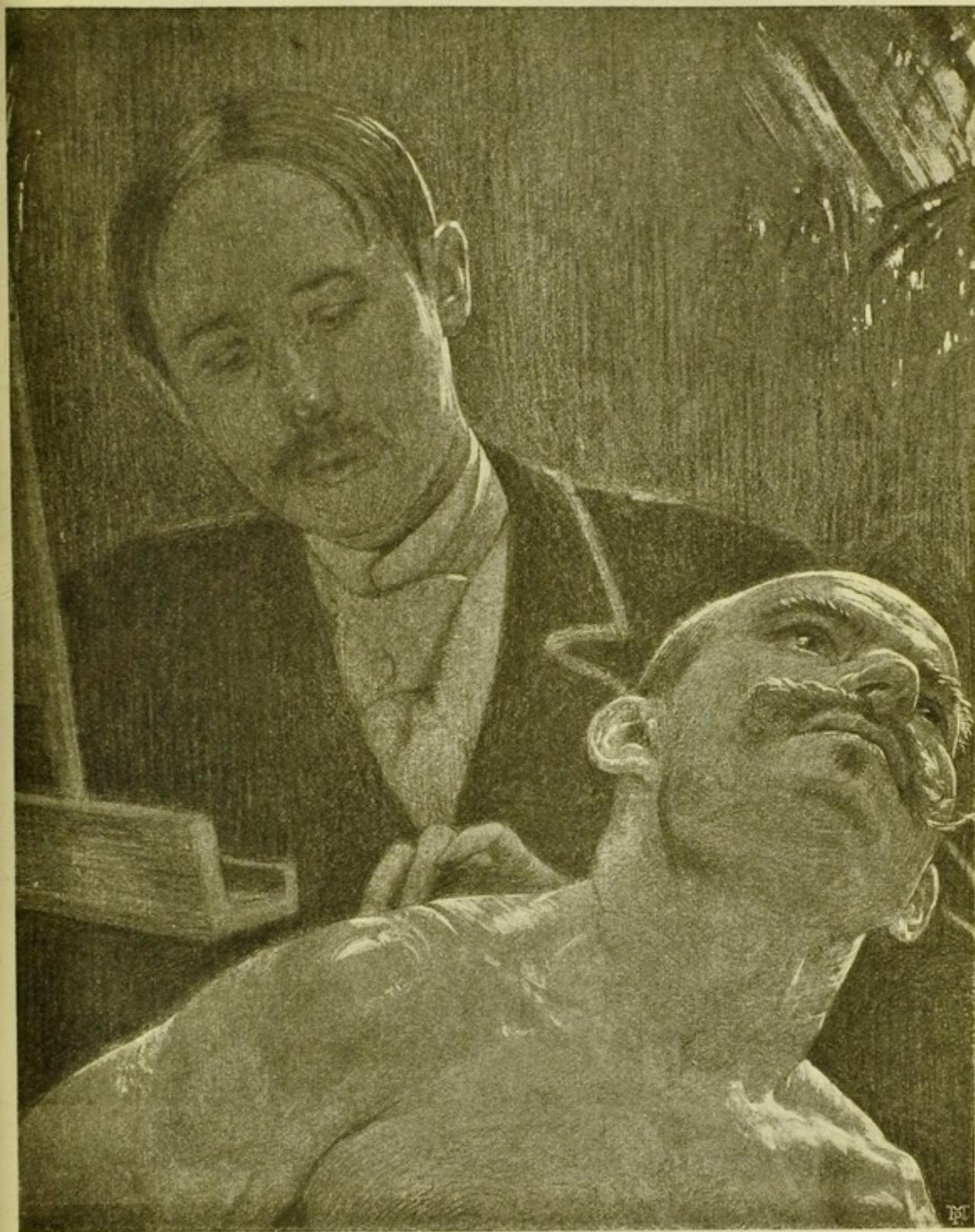


Fig. 15. H é r o u x, Selbstportät. (Nachdruck verboten.)

Abguß davon nehmen ließ. Und wer nun vor das Gemälde „Die Quelle“ im Louvre tritt, der mag die Hände und Füße

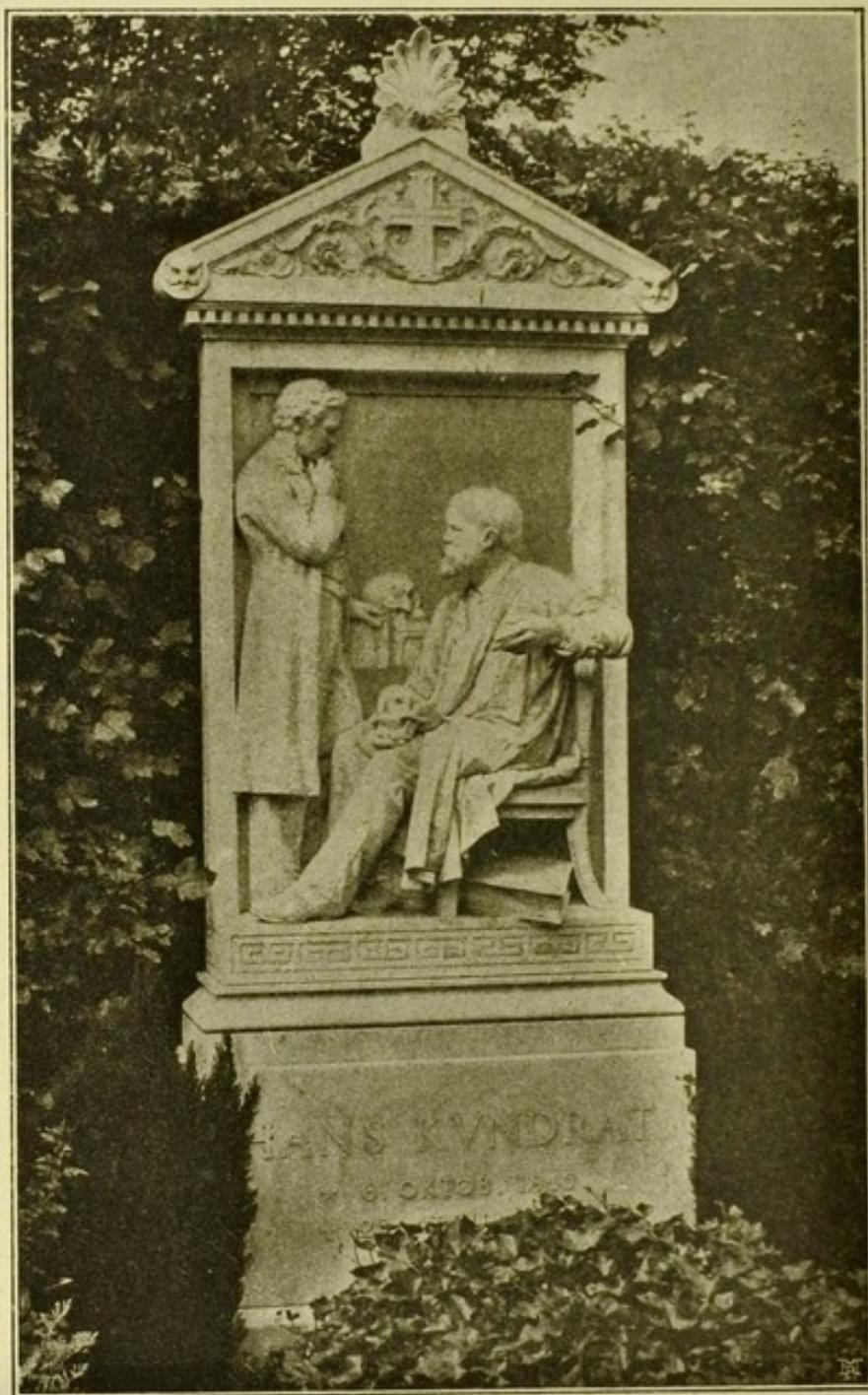


Fig. 16. Th. Charlemont, Grabdenkmal für Kundrat.

der schönen Gestalt wohl ins Auge fassen: es sind die der in der Salpêtrière verstorbenen armen Irren.“

Camille Bèllanger bringt in dem Gemälde „Une fin à l'Ecole Pratique“ das Ende eines Menschenschicksals im Sezier-saale zur Darstellung. Daß eine junge Dame bei der ernstesten Arbeit mittut, war wohl als Effekt gedacht, hat aber heute nichts Befremdendes mehr. Das Bild ist eine durchaus tüchtige, in den Porträts zu lobende Arbeit; leider ist es gestellt und im Titel nicht frei von dem unwissenschaftlichen, moralisierenden Beigeschmack älterer Darstellungen. Die Anatomie von Leroux, die im Jahre 1904 im Pariser „Salon“ zu sehen war, stellt eine „Anatomische Vorlesung in der Pariser Kunstakademie“ dar. Junge Maler und Bildhauer folgen mit lebhaftem Interesse den Ausführungen des Professors, welcher an der bereits präparierten Leiche demonstriert. Chicotot hat „Die Autopsie im XX. Jahrhundert“ gemalt. Wir

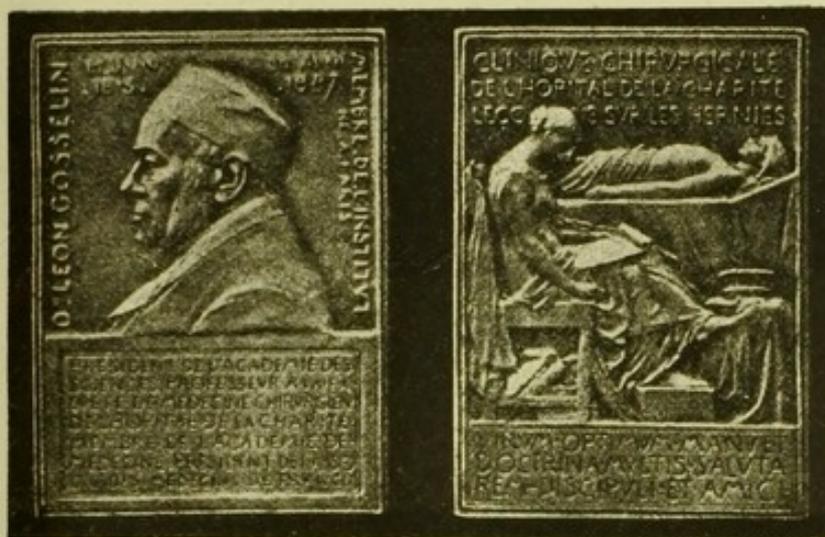


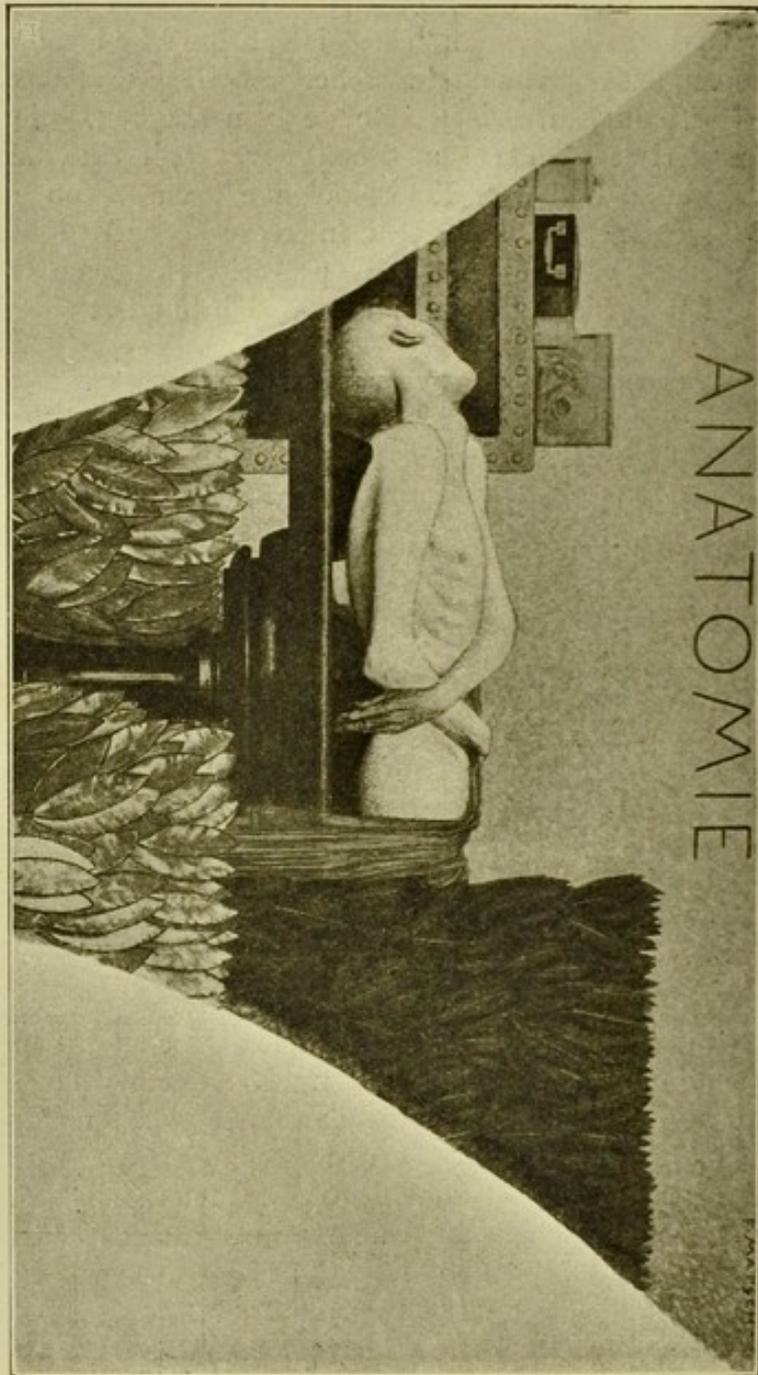
Fig. 17. Roty, Gosselin-Plaquette. (Dr. Brettauer-Sammlung in Wien.)

befinden uns in einem modernen pathologisch-anatomischen Institute, zu welchem die Methode, wie Gewebsflüssigkeit für Tierversuche durch Aufsaugen mit dem Munde gewonnen wird, nicht mehr recht passen will. Ein Beispiel der angewandten oder chirurgischen Anatomie mag das radierte Blatt von Desmoulins liefern. Wir sehen Prof. Doyen, welcher an einem präparierten Schädel eine Operationsmethode erklärt. Im Auditorium erkennen wir in nicht sehr glücklicher Gruppierung hervorragende Ärzte, wie v. Bergmann aus Berlin, v. Czerny aus Heidelberg und Kocher aus Bern.

Ein Wort sei auch dem Anatomendenkmal aus neuester Zeit gewidmet. Das Virchow-Denkmal in Berlin hat bekanntlich auch in der medizinischen Fachpresse zu lebhaften Diskussionen Anlaß gegeben. In Wien erhebt sich das Langer-Denkmal von Alphons Canciani — im Gegensatze zu einer großen

Zahl ärztlicher Porträts und Skulpturen — zur künstlerischen Höhe. Es ist bekannt, daß gerade Karl v. Langer in Wort und Schrift die bildenden Künstler außerordentlich gefördert hat.

Fig. 18. Matsch. Die Anatomie. (Nachdruck verboten.)



Der Leipziger Graphiker Prof. Bruno Héroux, welcher die Illustrationen zu einem bekannten anatomischen Atlas geliefert hat, ist wohl einer der hervorragendsten Anatomiezeichner unserer Tage.

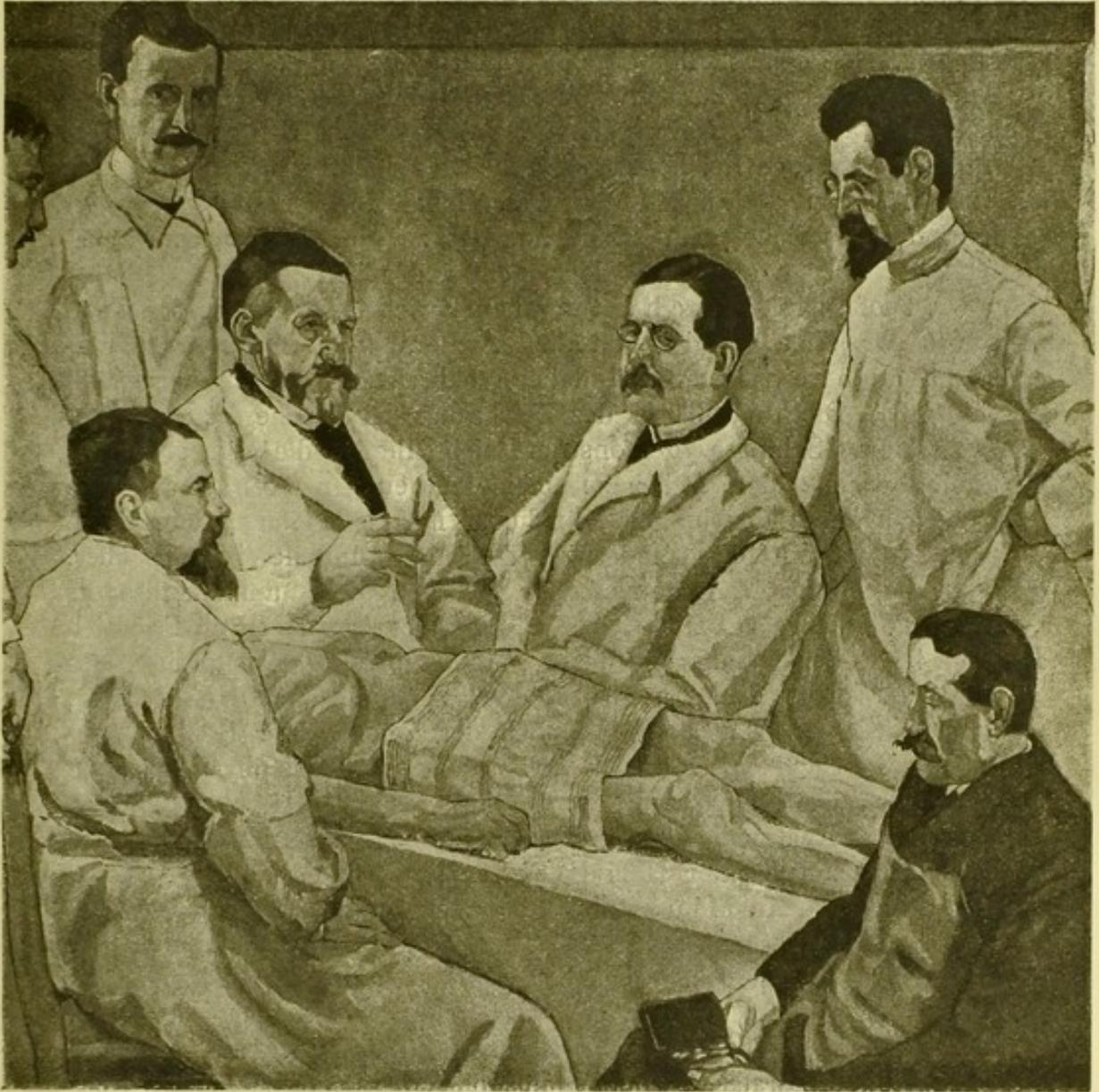


Fig. 19. Merkel, Die Anatomiestunde des Prof. F. Merkel. (Nachdruck verboten.)

Das außerordentlich lebendige „Selbstporträt“ zeigt, wie der Künstler an einem Athleten die Rückenmuskulatur prüft. (Fig. 15.)

Ein zweites stimmungsvolles Wiener Anatomendenkmal ist jenes von Hans K u n d r a t auf dem Zentralfriedhofe, ein Werk Theodor C h a r l e m o n t s (Fig. 16). Die gemütliche, allem Akademischen fremde Art, wie K u n d r a t bei den Übungen über Schädelformen sprach, kommt recht lebendig und charakteristisch zur Geltung.

Auch die Medaille und die Plakette beschäftigen sich mit der Anatomie. Der vor kurzem verstorbene Franzose Louis Oskar R o t y schildert auf der Reversseite der G o s s e l i n - P l a q u e t t e das „Studium an der Leiche“. (Fig. 17.) Das Lichtbild ist nach dem Exemplar aus der berühmten Sammlung des Dr. B r e t t a u e r hergestellt, welche sich zwar im Besitze der Wiener Universität befindet, aber uns Ärzten leider nicht zugänglich ist.

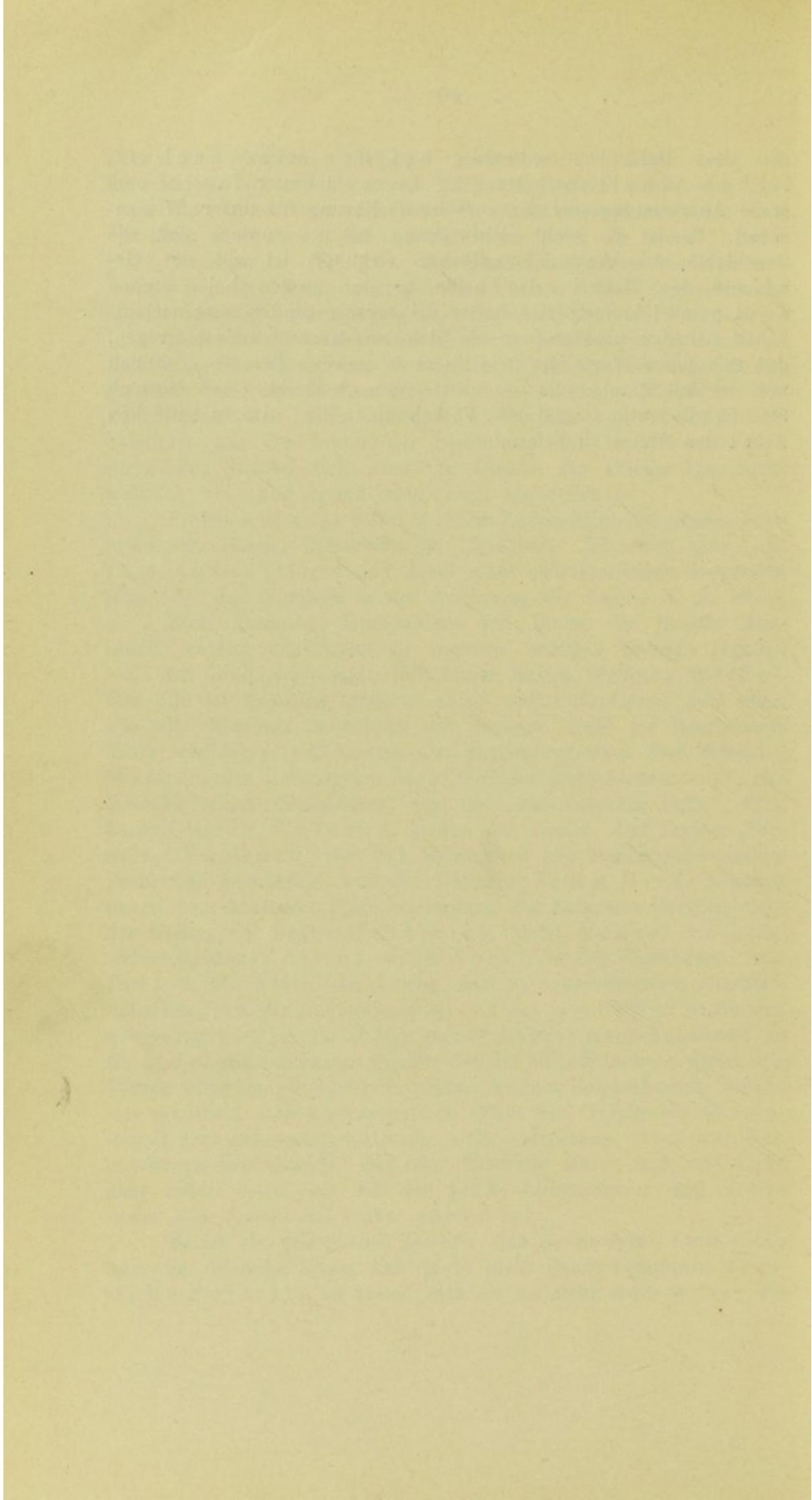
Professor M a t s c h hat in einem Zwickelbilde des großen Festsaales der Wiener Universität die „Anatomie“ lakonisch, g l e i c h s a m a b b r e v i i e r t und dabei recht charakteristisch dargestellt (Fig. 18). Die Realistik in der Zeichnung der Leiche ist zu loben.

Zum Schlusse demonstriere ich Ihnen die jüngste Anatomie, welche den Anlaß zu meinem heutigen Vortrage gegeben hat, das Werk des jungen Münchener Malers Wolfgang M e r k e l. Das Bild ist durchaus moderne Licht- und Luftmalerei, geht aber, wie alle besseren Anatomien der neueren Zeit, auf Rembrandts Werk vom Jahre 1632 zurück. Der Göttinger Anatom Prof. Friedrich M e r k e l, der Herausgeber einer „Topographischen Anatomie“, des H e n l e ' s c h e n „Grundrisses“ und der „Anatomischen Hefte“, sitzt, ähnlich wie Dr. T u l p i u s, neben der Leiche. Der Bonner Physiologe V e r w o r n, der sich bekanntlich mit kunstphysiologischen Problemen beschäftigt, und der Göttinger Kliniker H i r s c h haben neben dem Anatomen Platz genommen. Zur äußersten Rechten steht der Göttinger Prosektor H e i d e r i c h, hinter M e r k e l der Greifswalder Anatom K e l l i u s, hinter V e r w o r n der Straßburger Arzt F r e i s e. Zu Füßen der Leiche sitzt in außerordentlich charakteristischer Pose der Anatomiediener, der uns ja auf älteren Anatomien bereits begegnet ist. Es ist hier unsere Aufgabe nicht, Kunstkritik zu üben; doch muß anerkannt werden, daß der junge Münchener Maler sein Thema ohne moralischen oder philosophischen Beigeschmack, durchaus realistisch und wissenschaftlich erfaßt hat. Vergleiche mit Rembrandt sind ganz ausgeschlossen, auch widersinnig, schon aus dem physiologischen Grunde, daß der moderne Maler Luft und Licht ganz anders sieht, als sie der größte Lichtzauberer und Seelenmaler aller Zeiten und Völker gesehen hat.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die moderne französische und die deutsche Kunst sich nicht mehr damit begnügen, ärztliche Porträts zu bieten, daß sie vielmehr den Arzt, wie

die alten Holländer, wieder bei der wissenschaftlichen Arbeit darstellen. Es liegen in dieser Tatsache eine große Anerkennung und die vornehmste Ehrung für unsere Wissenschaft. Es ist ja noch nicht genug betont worden, daß die Geschichte der Anatomie unlösbar verknüpft ist mit der Geschichte der Malerei, daß beide in der großen holländischen Kunst parallel laufen; daß ferner die hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten unserer Tage die Maler wieder künstlerisch erregen, daß mit einem Worte die freie Kunst in unseren Tagen — ähnlich wie zur Zeit Rembrandts — wieder darnach strebt, einen Maßstab für die Bedeutung und die Vornehmheit der wissenschaftlichen Arbeit des Arztes zu liefern.

---



## **Dr. Pasqual Josef Ferro.**

### **Ein Lebens- und Kulturbild.**

Nach Urkunden der Familie von Ferro.

Von Stabsarzt Dr. **OSKAR STEINHAUS.**

Weit draußen an den äußersten nordwestlichen Gemarkungen unserer lieben alten Kaiserstadt stößt man dort, wo der Weg in das langgestreckte Pötzleinsdorf führt, auf eine Gasse, welche den Namen Ferrogasse trägt. Die Benennung einer Gasse nach Ferro war nur die Einlösung einer Dankeschuld, denn das Wirken des Mannes, der aus eigener Kraft es bis zum ersten wirklichen Stadtphysikus und in der Folge zum Vizedirektor für das medizinische Studium gebracht hatte, war für Stadt und Land segensreich, auf vielen Gebieten des öffentlichen Sanitätswesens auch bahnbrechend.

Ferros Wiege stand in Bonn, wo er am 5. Juni 1753 geboren ward. Nur mütterlicherseits rollte in seinen Adern deutsches Blut. Sein Vater Johann Lazzarus Ferro entstammte einer in Treviso ansässigen Familie. Arm an irdischen Gütern wanderte der biedere Johann Lazzarus aus dem Venetianischen in deutsche Lande, wo er ein besseres Fortkommen zu finden hoffte. Er wandte sich an den Rhein und gelangte nach Köln, wo damals als geistlicher Kurfürst Maximilian Friedrich Graf von Königsegg-Rotenfels über das Erzbistum Köln gebot. Die geistlichen Kurfürsten liebten es, sich mit weltlicher Pracht und höfischem Glanze zu umgeben; selbst eine Leibgarde durfte nicht fehlen. In dieselbe trat nun Johann Lazzarus, der Vater unseres Pasqual, ein und brachte es bis zur Charge eines Quartiermeisters.

Am 26. Juni 1735 führte Johann Lazzarus Ferro die ehrsame Jungfrau Anna Katharina Kommerscheid aus Reuß zum Traualtar. Acht Kinder entsprossen dieser Ehe. Ihrem Erstgeborenen schenkte Katharina Ferro in dem Hause ihrer Eltern zu Reuß das Leben. Nur zwei Jahre dauerte die Seßhaftigkeit des

Ehepaar Ferro. Vom Jahre 1737 an mußte Katharina Ferro, wie es einer braven Soldatenfrau ziemt, ihrem Gatten in die verschiedenen Garnisonen des Kurfürstentums folgen. So kam es, daß der zweite Sprößling in Kempen, der dritte in Andernach, Orte, die zum Kurfürstentume Köln gehörten, das Licht der Welt erblickten. Im Jahre 1740 wurde Bonn die ständige Garnison des Quartiermeisters Ferro und dort wurde als letzter Sprößling dieser kindergesegneten Familie unser Pasqual Josef am 5. Juni 1753 geboren. Quartiermeister Ferro wußte, was er seiner militärischen Würde schuldig war, und so kann es uns nicht wundernehmen, daß bei seiner zahlreichen Nachkommenschaft die Gevatter fast ausschließlich Soldaten waren. Bald war es ein Wachtmeister von den „grünen Dragonern“, bald ein Quartiermeister der Leibgarde-trabanten; einmal mußte auch ein Leutnant des Kleist'schen Regiments zu diesem Ehrenamte herhalten. Die wenigen, dem bürgerlichen Stande entnommenen Gevatter erhielten dann ein Korrelat in der Gevatterin, die einmal eine Hauptmannswitwe, ein anderesmal eine Oberstleutnantsgattin war. Auch unser Pasqual Josef wurde unter militärischen Aspekten in den Schoß der Kirche aufgenommen, indem er vom „churfürstlichen Wachtmeister“ Laporte über das Taufbecken gehalten wurde.

Fröhlich wuchs Pasqual im Elternhause auf; mit schwärmerischer Liebe hing er an seinen Schwestern Marie und Otilie Katharina. Um das Jahr 1766 trat in der Familie Ferro ein Ereignis ein, das für Pasqual einen bestimmenden Einfluß hinsichtlich seiner Berufswahl hatte. Sein um sechs Jahre älterer Bruder Franz Karl brach sich einen Unterschenkel und blieb — schlecht geheilt — zeitlebens ein Krüppel. Dieses Unglück machte auf Pasqual einen so tiefen Eindruck, daß er sich entschloß, seine Kraft dem Studium der Heilwissenschaft zu weihen. Dieser löbliche Vorsatz wurde vorläufig insoweit in Tat umgesetzt, als Pasqual, von seinem 14. Lebensjahre angefangen, in der „Chirurgen- und Barbierinnung der churfürstlichen Residenzstadt Bonn“ ausgebildet wurde. Nach dem Lehrbriefe dieser Zunft vom 20. Mai 1770 war seine Ausbildung nach drei Jahren beendet, so daß er am 1. Februar 1771, also in seinem 18. Lebensjahre, den Dienst eines Feldscherers im Kavallerieregimente des Prinzen Maximilian zu Pfalz-Zweibrücken, das unter dem Kommando des Freih. v. Albadastand, übernehmen konnte.

Es war schon in den politisch-geographischen Verhältnissen begründet, daß Pasqual aus den kleinlichen Verhältnissen seines engeren Vaterlandes, des Kurfürstentums Köln, vom Schicksal herausgedrängt wurde. Ein Blick auf die buntscheckige Karte des damaligen Deutschlands zeigt, wie das Kurfürstentum Köln von Ost und West von den Herzogtümern Jülich und Berg umschlossen

war. Diese Herzogtümer waren gleichwie die Pfalz am Rhein im Besitze von Fürsten aus dem Hause der Wittelsbacher. In den Jahren 1742—1777 saß als Kurfürst in der Pfalz Karl Theodor aus der Sulzbach'schen Linie, der nicht nur die Jülich'schen und Berg'schen, sondern auch alle kurpfälzischen Lande mit Ausnahme des kleinen, am linken Rheinufer gelegenen Herzogtums Pfalz-Zweibrücken in seiner Hand vereinigte. In letzterem herrschte ein naher Anverwandter Karl Theodors. Es war dies Karl II. von Pfalz-Zweibrücken, ebenfalls Wittelsbach'schem Geblüte entstammend. Nach dessen Bruder, dem Prinzen Maximilian von Pfalz-Zweibrücken, der übrigens im Jahre 1799 Erbe Karl Theodors wurde, war nun das Reiterregiment, in welchem Ferro Dienst als Feldscherer nahm, benannt. Dieses Regiment war zwar kurpfälzisches Kontingent, hatte aber, da zu dieser Zeit, wie bereits erwähnt, nicht nur die Herzogtümer Jülich und Berg, sondern auch die Pfalz in der Person Karl Theodors denselben Herrscher hatten, seine Garnison außerhalb der eigentlichen Pfalz, nämlich in dem auf Berg'schem Gebiete liegenden Düsseldorf. Doch dürften dortselbst bloß der Stab und Teile des Regiments gelegen sein. Aus diesen historisch-geographischen Verhältnissen läßt es sich unschwer erklären, daß Pasqual, der Sohn des im Dienste Karl Theodors stehenden Quartiermeisters Johann Lazzarus Ferro, rheinaufwärts sich wandte und beim genannten Reiterregimente, welches in dem von seiner Vaterstadt nicht allzu entfernten Düsseldorf lag, Dienste als Feldscherer nahm. Aus dieser seiner Dienstzeit als Feldscherer liegt ein Schreiben Pasquals an seine Eltern vor; es ist aus Düsseldorf den 25. Juli 1775 datiert. Pasqual Josef versichert in demselben die Eltern seines besten Wohlseins und beglückwünscht seine Mutter anläßlich des St. Annatages; auch macht er der darob gewiß nicht erbauten Mutter Meldung, daß er zweimal 24 Stunden mit Essen, Trinken und Tanzen verbracht habe, und schließt sein Schreiben damit, daß sein Pferd schon vor der Türe warte, um ihn nach Kaiserswert zu einem kranken Offizier zu bringen, „das werde wieder etwas sein, aber nicht pour remplir la bourse“. Der Brief ist adressiert an „Monsieur Ferro, Officier de gardes de S. A. Electorale<sup>1)</sup> de Cologne à Bonn“. Die französische Adresse an einen in deutschem Lande befindlichen deutschen Soldaten darf uns nicht wundernehmen — standen doch damals der Kurfürst von Pfalz sowie die Regierungen von Sachsen, Bayern und anderen deutschen Ländern im Solde Frankreichs, weshalb auch die Untertanen es liebten, ein wenig französisch zu schillern. Trotz Freude und Lustbarkeit am Niederrhein war Pasqual von ehrlichem Streben nach Wissenschaft beseelt. Noch als Feldscherer bezog er die

<sup>1)</sup> Wahlfürst = Kurfürst.

seinem Herrn unterstehende „churfürstliche“ Universität Heidelberg. Ein Jahr oblag er an der Ruperta nach dem Zeugnisse des Anatomiae et Chirurgiae professoris Dr. Franz v. Oberkamp den medizinischen Studien mit besonderem Eifer.

Aber auch die Universität Straßburg zählte Pasqual zu ihren Hörern. Diese deutsche Hochschule lag zwar damals auf französischem Boden, doch läßt die Frequentierung der dort befindlichen medizinischen Kollegien durch den Feldscherer Pasqual Ferro sich ungezwungen aus dem bereits früher angedeuteten Verhältnisse des Kurfürsten von der Pfalz zu Ludwig XV. von Frankreich erklären. Das Frequentationszeugnis der Universität Straßburg (Decanus, Senior, Doctores et Professores Facultatis medicae in Universitate Argentoratensi) ist vom 17. Februar 1774 ausgestellt und enthält die Bestätigung über die besuchten Kollegien der Anatomie, Chirurgie, Materia medica, allgemeiner und spezieller Pathologie und Klinik.

Um diese Zeit war der Ruf der älteren Wiener medizinischen Schule bereits ein fest gegründeter und weitverbreiteter. So kam es denn, daß Pasqual Ferro den Entschluß faßte, die Ufer des Rheins mit denen der Donau zu vertauschen und nach Wien zu wandern, um seine ärztliche Bildung zu vervollkommen. In Wien war um diese Zeit die medizinische Schule in einer durch Gerhard van Swieten angeregten und zum großen Teile bereits durchgeführten Reorganisation begriffen. In voller Würdigung der Verhältnisse hatte Kaiserin Maria Theresia sämtliche, auf eine gründliche Reform des medizinischen Unterrichtes hinzielenden Anträge ihres Leibarztes van Swieten angenommen. So erfuhr denn die medizinische Fakultät der Wiener Universität einen bedeutenden Aufschwung und hiedurch eine große Anziehungskraft für die Jünger der Medizin.

Im Oktober 1775 verließ Pasqual seine Heimat und traf nach einer höchst langwierigen Reise über Mainz, Würzburg, Nürnberg, Regensburg am 6. November in Wien ein. Die Strecke Regensburg—Wien hatte Pasqual auf der Donau in acht Tagen zurückgelegt.

Am 14. November berichtet Pasqual an seine Eltern über die in Wien erhaltenen Eindrücke:

„Thewerste Älteren!

Endlich bin ich in Wien, in der größten, Vollkreichsten Statt Deutschlands, auf dem Wipfel meiner Wünsche winkt mir alles Hoffnung — in der Vornehmsten Schule, wo bei 600 in einem Saale die Arzneikunst lernen. Der Sammelplatz der großen Männer, wo man groß werden muß bei der kostbahrsten Gelegen-

heit — aber alles dies schimmernde weicht, indem ich Ihnen, beste Älteren und geliebteste schwestern schreibe; könnte ich Ihnen ausdrücken die Freud die ich jetzt empfinde; wie viel bin ich euch schuldig — und alles, alles das habe ich Ihnen zu danken . . . . ich habe das Glück, bei rechtschaffnen brauen Leuthen zu sein; es ist eine alte Wittib mit ihren Kindern. Sie scheint vom Hof zu dependieren. Was meine Studien anbelangt, so ist kein Ort, wo ich mehr Gelegenheit zu lernen habe. Alles ist mit den besten Männern besetzt und die Kayserin scheint vorzüglich sich der ärzte anzunehmen. So viel ist in den Hospitälern zu erlernen Gelegenheit! Die Doctoren machen hier den ersten Rang in der zweiten noblesse aus, die geringsten fahren im waagen; zu gewinnen ist hier unglaublich Viel, und der Bürger hier ist reich, auch bei dem großen putz, der hier gebräuchlich ist. . . . Ich kann Ihnen vom Kayser und seiner Fraw Mutter keine deutliche abriße noch machen: der Hof ist sehr haushälterisch. Weder tag noch nacht ist man auf den Gaßen kaum seines Lebens sicher wegen dem Gedränge von waagen. Am sonntage führte mich Herr Drever<sup>2)</sup> in die oper, er zeigte mir den Kayser, welch ein Mann! der einzige in solchem stande! er gieng in eine gemeine loge, löschte selbst die dortigen Lichter aus, um unbekannt zu bleiben und sein cammer Herr, der hernach kahn, setzte sich neben ihm. Er ist lang, nicht dick, braun von Gesicht, wie von der Sonne verbrannt, seine Stirne ist groß und weiß, sein Auge groß sanftmutig und voller Würdung, seine Nase ist lang. Hier ist schier jeder Bürger ein Mann Von Vermögen und der nur immer Kopf hat, der hat tausend Gelegenheiten, sein Brod zu gewinnen; ich bin noch zu Kurz hier, um Ihnen in diesem Punkte Völlig zeugen zu leisten.

Was mich angeht, so habe ich die Reise durch der besten Gesundheit genoßen; aber ob ich schon sehr haußälterisch gelebt hab, so sind doch bey 50 Gulden streichen gegangen — die conventions Thaler gelten hier nur 2 Gulden und so werden Sie sich nicht Verwundern, wenn ich Ihnen versichere, daß ich nur 34 Gulden frey hieher gebracht habe. Mein Logis kostet monathlich 3 Gulden, meine Kost des mittags alle Tage 12 Kreuzer.\*

Es ist dies der Brief eines jungen, fahrenden Scholaren, der hoffnungsfroh die Universität bezieht und gleich in dem ersten, an seine Eltern gerichteten Schreiben so schonend als möglich von der in seinem Geldbeutel eingetretenen Ebbe Kunde gibt. Pasqual fand in Wien auch Landsleute, die er, mit Rekommandationen versehen, aufsuchte. Unter anderen erwähnt er auch ein Bonner Mädchen, von dem er mitteilt: „Die Adelheit ist auch recht vergnügt hier und ist sehr geliebt von ihrer Dame, aber das Mädchen

<sup>2)</sup> Ein in Wien ansässiger Landsmann Ferrros.

ist zu from! Das lockt keine Freyer an.“ Dann fährt er fort: „Der Fürst von Kaunitz ist der erste Minister, und wie ich höre, der Lieblichste Mann; überhaupt ist der hiesige Adel sehr leuthselig. Ich kann Ihnen nicht genug beschreiben die pracht und den Luxus, so in dieser Statt herrschet und dennoch haben die Leuthe geld. Leben Sie also gesund wertheste kostbarste Älteren und Schwestern, leben Sie wohl. Liebet mich, fahret fort mich zu lieben. Ich bin ewer Kind, ewer Bruder

P a s q u a l.

Logierend in dem Salzgrieß Nro. 444 im 2. Stock.“

Nun begann eine Zeit fröhlichen Arbeitens. Nach den vorliegenden Testaten hörte Pasqual Anatomie bei Prof. Josef Barth, Chemie und Botanik bei Josef v. Jaquin, Pathologie, Physiologie und Materia medica bei Prof. Dr. Matthaeus Collin. Auch liegt ein Zeugnis des Dr. Josef Quarin, des nachmaligen Leibarztes Kaiser Josefs II. vor, aus welchem hervorgeht, daß Pasqual während seiner ganzen Studienzzeit den Ordinationen und praktischen Privatübungen des Dr. Josef Quarin, der dazumal als Physikus am Krankenhause der Barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt wirkte, fleißig beigewohnt habe. Am 26. Juli 1777 wurde Pasqual Josef Ferro unter dem Dekan Dr. Josef Poeckh in die Matrikel der medizinischen Fakultät eingetragen und am 15. September desselben Jahres unter dem Rektorate des Dr. Josef Habermann zum Doktor der Medizin promoviert. Nun erst erfolgte seine förmliche Verabschiedung aus dem Dienste eines Kompagniefeldscherers des Kavallerieregiments Prinz Maximilian von Pfalz-Zweibrücken. In diesem Abschiede heißt es, daß „die Herren Officiers wegen seines rechtschaffenen Verhaltens ein vollkommenes Vergnügen an ihm gehabt hätten und ihn auch gerne länger in Diensten hätten behalten mögen, wenn derselbe nicht, um seine fortune anderweitig zu machen, seine Dimission geziemend begehret hätte“.

Seine Tätigkeit als praktischer Arzt begann Ferro im Patzmayer'schen Hospital, wie man das der jetzigen Generation noch bekannte, an der Währingerstraße gelegen gewesene „Bäckenhäusel“ nannte. Dieses diente seit dem Jahre 1683 als Krankenhaus. Der Name Patzmayer'sches Hospital rührte davon her, daß die Kranken aus dem ehemaligen Patzmayer'schen Hause am Tiefen Graben, welches als Stadtkrankenhaus verwendet wurde, dorthin übertragen wurden. Im Jahre 1784, dem Jahre der Erbauung des Allgemeinen Krankenhauses, wurde das „Bäckenhäusel“ als Spital aufgelassen und bis zum Jahre 1868 als städtisches Versorgungshaus benützt, worauf es ärarischen Zwecken gewidmet wurde. Jetzt erheben sich auf dem Grunde des demolierten „Bäckenhäusels“ moderne Universitätsinstitute.

Im Jahre 1758 übernahm Störck die ärztliche Besorgung der im „Bäckenhäusel“ verpflegten Kranken, welcher er durch eine lange Reihe von Jahren oblag. Um das Jahr 1777 wirkte als Spitalleiter des „Bäckenhäusels“ der Sanitätsrat und Physikus Dr. Josef Collin, ein älterer Bruder des bereits früher genannten Professors Matthaeus Collin. Ersterem assistierte nun Ferro, um in den Jahren 1780—1784 den durch Krankheit undienstbar gewordenen Josef Collin gänzlich zu vertreten. Im Jahre 1779 besuchte Ferro seine Eltern; er sah sie zum letztenmale, denn am 13. Jänner 1780 starb sein Vater; vier Jahre später folgte auch die Mutter ihrem Gatten. Gelegentlich dieses Besuches sah Ferro die Kaltbadeanstalt in Köln. Nun faßte er den Entschluß, eine solche auch in Wien zu gründen. Hiebei dürfte nicht nur der Wunsch, auf dem Gebiete der Hydrotherapie in österreichischen Landen bahnbrechend zu wirken, sondern auch das Bestreben, seine materielle Lage zu verbessern, maßgebend gewesen sein.

In den ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts wurde die Hydrotherapie, die bereits in England sich ein Heimatsrecht erworben hatte, auch durch einige Ärzte in Deutschland — ich nenne nur Hofmann, Schwerdtner, Krüger, Georg Gottfried Richter — angelegentlichst anempfohlen. Ferro blieb es vorbehalten, diesem wichtigen Zweige der Heilkunde in Österreich Geltung und Eintritt verschafft zu haben. Doch lassen wir den langwierigen Werdegang und Instanzenzug dieser Angelegenheit von Ferro selbst schildern. Er schreibt:

„Wien, 23. September 1780.

Meine liebste Herzensmutter!

Liebe Schwestern!

Diese freye Stunde sollt ihr ganz haben; wem theil ich auch mein Herz und meine ganze Seele lieber mit, als Euch, meine Einzigen! Ich hab auch was gutes, was recht gutes zu schreiben, das vielleicht der Anfang einer glücklichen epoque seyn wird. Du weißt es Schwester, daß mich das Kölner kalt Bad aufmerksam machte — dunkel wie eine Dämmerung schwebte mir es vor, daß ich dieses hier auch in Wien aufbringen könnte, ich dachte es, aber kein eigener Vorthail, sondern nur die Freude, was neues mit nach Wien bringen zu können, spornte mich an, alles genau zu untersuchen. . . . Ich überlegte die Sache langsam bei mir; zum Glück war Herr Fuchs von Köln hier; da sein Bruder Brückenmeister in Köln ist, so dachte ich, daß dieser mir am besten den ganzen Plan vom Bad wird schildern können: ich bekam ihn auch; einige, deren unternehmende Köpfe ich kannte, wies ich ihn — diese erhaschten ihn mit beiden Armen und

\* wollten gleich die ganze Sache über sich nehmen; izt fing mir's erst an, ernst zu werden; ich wies ihn dem Baron Störck, diesem gefiel er und Er versprach mir, sein ganzes Ansehen zur Unterstützung anzuwenden. Nun ließ ich einen großen Plan machen, suchte hier einen bequemen Ort aus, wo das Bad am besten stehen könnte, ließ es auf dem Plan abmahlen mit dem Badschiff, das ich noch in einigen Stücken zu verbessern suchte; nun ließ ich's dem ersten Minister Fürsten Kaunitz zeigen. Dieser hielt den Plan über 14 Tage lang bei sich, wies ihn den übrigen Ministern, überaus gefiel ihm dieße Sache. Mittlerweile hatte ich auch dem einen Cabinetssecretär vom Kaiser, der mein guter Freund ist und der mit dem Kaiser dazumal in Rußland war, geschrieben und ihm die ganze Sache vorgelegt, damit der Kaiser schon alles wiße, wenn die Sache in der Zeit sollte fortgang nehmen. Vom Minister bekam ich den Bescheid, den ich schon lang wußte, mich an die Regierung zu wenden. Nun verfertigte ich ein memorial an dieselbe, worin ich mit Würde diese neue Anstalt, die Gesundheit der Nation zu erhalten und die einzig zum Wohl des Staats abzihlte, vorlegte und ihr die Nothwendigkeit und Nutzen derselben, ohne in medicinisches Gewische zu gerathen, deutlich machte; both mich an es auf meine Kosten einzurichten, bath aber nicht allein um Erlaubniß, sondern auch um ein privilegium privativum, damit kein anderer ein solches Bad hier einrichten dürfe, als ich allein. Die sache wurde gleich der medicinischen facultæt übergeben, um ihr gutachten über den Nutzen einzuholen. Die facultæt lobte sie über alle Maßen, daß sie schon lange eine solche Einrichtung gewünscht habe, daß sie nun froh sey, daß man eine solche hier anbringen wolle. Nun kam's an die verschiedenen Stellen, wegen der Sicherheit des Ortes, der anständigkeit, der Polizeiordnung — alles war für mich portiert, alles war mein Freund, so als wenn eine Seele alle die Directoren angehaucht hätte, enthousiastisch fielen sie darauf. Die Regierung erlaubte es, aber das privilegium müßte ich am Allerhöchsten Ort, bei Ihrer Majestät der Kaiserin suchen. Ich machte nun ein memorial an diese große, große Frau, legte mein voriges memorial und den Plan bei. Ich mußte aber nun eine Zeit setzen auf wie viel Jahre ich das privilegium haben wollte. 12 Jahre hatte ich überall gesagt — wie ich aber im schreiben war, fiel mir die Gewohnheit meiner Schwester ein, die allzeit mehr begehrt als sie haben will, damit, wenn es an das accordieren kommt, sie keinen Schaden erleide und so schrieb ich denn auch in Gottes Nahmen anstatt 12 — 20 Jahre und da das privilegium fast auf 200 Gulden kommt, so wollte ich doch die große Kaiserin kein eigennütziges Werk thun laßen, bath also auch wieder in Gottes Nahmen, mir das privilegium gratis zu ertheilen. Von Hof aus wurde gleich vor der

Regierung ein Bericht über diese Sache gefordert. Die Regierung gab einen, worin sie nicht allein dieselbe gut hieß, sondern sie solch eine Einrichtung anriethe und nun, Beste, hat mir Maria Theresia ein privilegium gratis ertheilen laßen ein kaltes Bad einzurichten, dass ich allein und kein anderer in allen kaiserlichen Erbländern (das habe ich nicht einmal begehrt!) die Erlaubniß hab, kalte Bäder einzurichten, daß ich dieses privilegium 20 Jahre lang von dem dato an gerechnet — ich allein und kein anderer genießen solle. In allen Ihren Erbländern! nun kann ich in allen hiesigen Städten Pachtungen einrichten, zu Linz, zu Krems, zu Graz, zu Prag, zu Preßburg etc. Jesus Christus — das kann ein Werk von unendlichem Vortheil werden; der ein Bad bauen will, muß sich mit mir abfinden, was er mir jährlich zahlen will. Da ich höre, daß die Madame D o b b e l e r zu Bonn auch ein kaltes Bad errichtet habe, so forscht doch nach, ob sie Nutzen davon habe. Wenn in Bonn Nutzen ist, Welch einer wird dann hier und in den hiesigen großen Städten sein? . . . . .

Adieu Liebste, ich bleibe wie immer euer P a s c a l.“

Während des Winters des Jahres 1780 beschäftigte sich Ferro mit der Einrichtung des Bades. Am 26. Mai 1781 konnte er dann in der mit „allergnädigster Freiheit“ herausgegebenen „Wiener Zeitung“ das folgende, im übrigen das erste ärztliche Inserat überhaupt, veröffentlichen:

„Zur größeren Bequemlichkeit derjenigen, die die neu eingerichteten englischen Bäder zu gebrauchen gedenken, wird auf allerhöchsten Befehl die hintere Thür des Augartens gegen die Brigittenau zu immer offen gehalten, so daß man gleich aus dem Augarten in das Bad und so aus demselben wieder in den Augarten gehen kann. Auch können diejenigen, so sich derselben öfter zu gebrauchen vorhaben, bei dem Unternehmer derselben auf Abonnement einlassen und auf 14 oder 20 Mal, monatweise oder die ganze Saison hindurch, wo dann zur bestimmten Stunde immer eine Loge für sie wird gesperrt bleiben.

Dr. F e r r o.“

Aus den vorliegenden Briefen geht hervor, daß die Badeanstalt bei den Wienern eine sehr günstige Aufnahme fand. Auch in der königlichen Freistadt Preßburg wurde im Juli 1781 eine Kaltbadeanstalt errichtet. Allerdings scheint es in den ersten Jahren des Bestandes der Kaltbadeanstalt mit den Einnahmen nicht sonderlich gestimmt zu haben, zumal Ferro die Anstalt fast nur mit geborgtem Gelde errichtet hatte. Auch das Hochwasser des Jahres 1784 spielte der Anstalt übel mit; der Badeplatz wurde gänzlich ruiniert, weswegen Ferro bei der k. k. General-Oberbaudirektion

ein Gesuch überreichte, in welchem er bat, seine Bäder vom oberen Augarten nächst der Brigittenau zum Tabor zwischen dem Augarten und der Brücke versetzen zu dürfen. Dies wurde bewilligt und war die Badeanstalt bis tief in das 19. Jahrhundert an diesem Orte zu finden.

Im Jahre 1781 erschien in Wien bei Joseph Edlen v. Kurzbeck Ferrros Erstlingswerk, nachdem bereits vorher auf denselben Gegenstand bezughabende „vorläufige Erläuterungen“ von Ferro herausgegeben worden waren. Das Werkchen führte den Titel: „Vom Gebrauche der kalten Bäder“. In der Vorrede sagt Ferro:

„Weit entfernt aber, hier über den Nutzen der kalten Bäder, wie der Marktschreyer auf der Bühne über die Allkraft seines Universalselixiers, zu deklamieren, hab ich vielmehr nach meiner Überzeugung die Gränzen genau anzugeben gesucht, welche die Natur diesem, so wie jedem anderen Mittel anweist . . . . die, welchen die von mir ausgesteckten Gränzen zu weit vorkommen, haben es nicht mit mir, sondern mit der Erfahrung selbst zu thun, auf die ich mich immer als den einzigen und besten Gewährsmann berufe.“

Wahrlich! Diese in wenigen, knappen Sätzen niedergelegte Wahrheit könnte mit derselben Berechtigung in der Vorrede zu einem modernen medizinischen Werke ihren Platz finden! Auch die Apostel des heute so beliebten Naturheilverfahrens würden nicht ohne Nutzen in diesem Werke Ferrros blättern. Und klingt es nicht ganz modern, was Ferro im zweiten Abschnitte über Kindererziehung sagt?

„Man kann die Kinder lernen lassen, ihnen Wissenschaften, Kenntnisse beibringen ohne ihren Körper zu schwächen, nur muß man immer denken, daß man den Körper desto stärker und härter machen muß, je mehr man sie zu Wissenschaften anhalten will. Die thun nicht Arzneimittel, ihre Lebensart muß dies wirken. Man muß sie nur früh aufstehen, früh schlafen gehen, bei jedem Wetter ausgehen und herumspringen lassen, sie mit der Kälte gemein machen, ihnen alles zu essen geben, was sich nur ziemlich verdauen läßt und öfters im kalten Wasser baden laßen. . . . . Die Römer machten das kalte Baden zu den ersten Gesetzen der Erziehung. Nicht schwimmen können war bei ihnen eine ebenso große Schande, als wenn man nicht schreiben konnte. Und dies war das Volk, das die größten Eroberungen machte, die die Geschichte aufweisen kann, das beim Pfluge seine Feldherrn suchte, und dessen Männer eben so groß im Kriege, wie in den Wissenschaften, im Senat so groß, wie in der Schlacht waren.“

Zur Zeit, als Ferro dieses sein Erstlingswerk ediert hatte, war dessen Stellung gegenüber der Regierung eine bereits sehr

gefestigte. Als Kaiser Josef II. im Jahre 1782 daran ging, die Krankenversorgung zu zentralisieren und das in der Alserstraße gelegene Groß-Armenhaus zu einem Krankenhause umzugestalten, erging auch an Ferro der Auftrag, einen diesbezüglichen Plan vorzulegen. Allerdings wurde nicht sein Plan, sondern der des kaiserlichen Leibarztes Dr. Quarin akzeptiert; allein Ferro fand sich diesbezüglich in guter Gesellschaft, denn auch die Vorschläge von besonders hervorragenden ärztlichen Zeitgenossen, wie Stoll, Mertens, Haan, wanderten in das Dunkel der Archive. Ungefähr um dieselbe Zeit wurde Ferro zum zweiten Physikus des Spita's, genannt das „Bäckenhäusel“, ernannt, da der Spitalleiter Dr. Josef Collin, dessen Assistent Ferro war, schwer erkrankte. Aus dieser Epoche liegt folgender Brief vor:

„Wien, auf Ostersonntag 1783.

Liebste Mutter!

Beste, liebste Schwestern!

. . . . . Mein Plan ist in des Kaisers Händen; Herr Baron Störck, erster Leibmedikus, hat mir die Ehre angethan und denselben, da ihm alle Pläne vom Kaiser zur Einsicht zugeschickt werden, unter die 3 besten dem Kaiser überreicht und zwar meinen Plan als den zweiten. Der erste war der des Leibmedikus Quarin, welcher auch, da er alle anderen Requisite (?) hat und ein sehr großer Arzt ist, zum Director über das künftige große Spital ernannt worden ist. . . . Ich bin zufrieden, daß Seine Maj., wie mir Staatssecretär Knecht gesagt hat, sich nach mir erkundigt und über meinen Plan viel Vergnügen gezeigt hat. Auch ist das große Invalidenhaus, das an das armen Haus stößt, bereits geräumt und mit zum großen Spital genohmen worden, da doch die Herren zuvor überlaut schrieen, wie ich's vorschlug; bis ich's ihnen im Riß zeigte, daß sonst aus dem ganzen Gebäude nichts werden würde. . . . . —

Sie haben mir jetzt zwar das Decret als zweiter Physikus des Bäckenhäusels, ohne, daß ich's begehrt hätte, gegeben, aber ohne einen Kreuzer Gehalt, welches ich freilich nie begehren werde, da ich's einmal versprochen hab, so lang Collin lebt, deßen Stelle in diesem Spitale ohnentgeltlich zu vertreten. Mit der Praktik bin ich zufrieden, mein Bad hab ich schon wieder aufgeschlagen und hoffe einen warmen Sommer und viel Badgäste. Meine Sachen aber halt ich noch alle sehr kurz, bis ich einmal aus den Schulden bin, die sich noch auf 1900 Gulden belaufen. . . . .“

Schon wenige Wochen nach Abfassung dieses Briefes begrüßt Ferro in dieser finanziell etwas schwülen Situation ein ihm von der Spitäler-Oberdirektion zugestelltes „sehr werthes“ Dekret auf

das freudigste. Ferro wird von dieser Behörde verständigt, daß „sie aus Betracht deßen, weil er auch außer der gewöhnlichen Ordination ins Spital hinausführe um denen Kranken nachzusehen, ihm diese Unkosten des Wagens in etwas zu vergüten gesonnen sei, sie wolle ihm daher zur Bestreitung des Wagens monatlich 12 Gulden geben“. Schließlich berichtet Ferro in dem Schreiben vom Ostersonntage 1783 über einige Ereignisse lokaler Natur, welche aber für die Charakteristik des damaligen Zeitabschnittes als nicht uninteressant bezeichnet werden dürfen: es sind dies die Durchführung der neuen Kirchenordnung und die Ankunft eines Gesandten von Marokko im Februar des genannten Jahres. Ferro schreibt: „Hier werden jetzt von heut an die neuen Kirchenverordnungen befolgt; nach diesen darf in jeder Kirche nur von halb zu halb Stunde eine kleine Meße ohne Segen geleßen werden und des Sonntags eine hohe Meße, des Werktags nur eine Coralmesse, alle Musik ist abgeschafft, nur Predigt in den Pfarrkirchen, keine Andachten, keine Feste mehr der Patrone. Ueberhaupt sind die Anstalten so getroffen, daß in 10 Jahren kein einziges Kloster mehr sein wird und nur die Pfarren bleiben werden. Die Abendandachten bestehen bloß in der allerheiligen Litanei mit den darauffolgenden Gebeten und dem Segen mit dem ciborio, auf Muttergottestäge aber und Samstags wird die Lauretansische Lithanei gebethet; in Nonnenklöstern und Spitälern geschieht die Predigt mit verschloßenen Thüren. Ob das alles einen Einfluß in's Reich haben werde, weiß man noch nicht, ich fürchte aber, daß es auch da so kommen werde.

Der Maroccanische Gesandte wird Dienstag seine Abschiedsaudienz haben, sie wird, so wie seine erste, sehr pompös sein. Erstens eine escadron schwere Reuterei, dann eine compagnie grenadiers. Darauf einige seiner Hauptleuthe zu Pferd mit reichen chabraken, dann der Gesandte in einem der besten Gallawägen vom Hof mit 6 Pferden, kaiserliche Reitknechte in Galla bei den Pferden und Leiblaquaien um den Wagen und an den Wagenthüren in Galla. Er drinn und der Hofdöllmetsch hinten, darauf 4 Hauptleuthe von ihm zu Pferd, darauf 5 Wägen mit seinen Leuthen, hinten eine compagnie grenadiers und zuletzt eine escadron schwere Reuterei. Ihre Kleidung kommt viel mit den trinitarier mönchen ihre überein; sie sind sehr leutselig, gefällig und gelehrig, sehr geschickt in ihrer Art und ungemein reinlich. Der Gesandte selbst ist dick und klein, aber Augen hat er, die jeden Ministerkopf zieren können; der Erbprinz von Marocco, welcher unter dem Namen eines zweiten Legationssecretärs bei ihm ist, ist überall herumgegangen und hat alles merkwürdige besehen, jede Fabrik, jede manufactur hat er besucht; er war auch an meinem Bad die vorige Woche; ich war zum Glücke da. . . .“

F e r r o scheint trotz so kurzer Anwesenheit in Wien die bodenständige Schaulust sich bereits eigen gemacht zu haben.

S t ö r c k, der inzwischen Chef des Medizinalwesens geworden war, schätzte Ferrros Eifer und Begabung in hohem Maße, sein Votum in rebus medicinae wurde als gewichtig ästimiert. Einen Beleg hiefür bildet das Schreiben Ferrros vom 25. Mai 1783 an seine Mutter. In der Einleitung desselben bestätigt er den Empfang von Manschetten. Diese „hab ich gleich meinem lieben süßen Mädchen zu machen gegeben und diese hat sie mit aller jungfräulichen Acht-samkeit schon fertig gemacht. Pfingsttag werd ich sie zum erstenmal anlegen“. Dann fährt er fort: „Baron S t ö r c k ist mir nicht nur freund, sondern ich bin auch so zu sagen sein Vertrauter und Adjutant. Wenn er vom Hof Arbeiten bekömmt, derer, wie Ihr denken könnt, sehr viele sind, da er Leibmedicus des Kaisers und Präsident der ganzen medicinischen Facultät von allen Ländern ist. Dann läßt er mich rufen, um ihm zu helfen. Er zeigt sich außerordentlich zu-frieden mit mir . . . . Feinde hab ich freilich einige von den großen, aber ich gehe meinen Weg fort, thu nichts unrechts und plage mich wahrhaftig, ohne Reichthum zu begehren. In dem ersten medicinischen Rath, wozu ich unvermuthet mitgerufen ward, gings lustig zu. Es war eine wichtige (Sache) vom Kaiser, weswegen Baron S t ö r c k den medicinischen Rath hatte zusammenrufen laßen. Es waren ihrer 10 der berühmtesten und ältesten Doctoren . . .“ Und nun schildert F e r r o nicht ohne Humor, wie die Erbgesessenen in diesem Kollegium F e r r o mit scheelen Augen ansahen und ihn als Eindringling betrachteten. Doch konnten sie ihm, da S t ö r c k seine schützende Hand über ihn hielt, nichts anhaben. „Jetzt werd ich zu allen Rathsversammlungen gerufen. Diese Freundschaft mit dem Baron S t ö r c k ist mir lieber als alles, was ich wünschen konnte, denn an ihm liegt alles. Er hat Niemanden zum Vertrauten als jetzt mich; die er gehabt hat, sind alle schon hoch emploirt. Er wird auch an mir einen rechtschaffenen Mann finden, wie er schon durch den C o l l i n davon überzeugt ist . . . .“ Diesem war F e r r o nicht nur als seinem direkten Vorgesetzten, sondern auch persön-lich sehr ergeben; am 7. Juni 1783 schreibt er seiner Schwester Ottilie: „Ich bin noch immer in der größten Arbeit; ich habe noch immer das Spital, genannt das Bäckenhäusel zu versehen, worin 300 bis 400 Kranke beständig liegen, weil der Herr von C o l l i n noch immer krank ist und vor einigen Monaten keine Hoffnung ist, wenn je eine, daß Er beßer werde. Nebstdem regiert hier ein sehr starker Rheumatischer Catarrh, woran beinahe der 3. Theil der Stadt krank liegt; ich hab ihm auch schon meinen Tribut abgelegt, bin aber jetzt, Gott sei gedankt, wieder davon genesen; nun habe ich aber deswegen von Morgens 5 Uhr oft bis späth Abends zu Kranken herumzu-laufen, so daß ich oft 30—40 Visiten des Tages zu machen habe.

Ich bin wirklich in 4 Tagen nicht einmal bei meinem Bad gewesen. Kaum habe ich Zeit etwas zu essen. Wäre ich nicht von Natur aus munter und hätte ich nicht so eine Lust den Menschen zu dienen, ich könnte es nicht ausmachen. Im anfang der Krankheit blieb ich 5 ganze Wochen des nachts beim Collin in meinen Kleidern und des Tages mußte ich gewiß munter sein, um die vielen Kranken in der Stadt, um das Spital gehörig zu versehen und dann doch noch das Bad dazu, die Leuthe drin und die Arbeits Leuthe alle.“

Trotz dieser angestregten beruflichen Tätigkeit war die finanzielle Situation F e r r o s keineswegs eine glänzende. Am 13. März 1784 schreibt er an seine Schwester „Mademoiselle Maria Catherine F e r r o à Bonn sur le Rhin, in der Wenzelsgasse im eigenen Hause“: „Ich plage mich Tag und Nacht, bin kein schlechter Mann und nicht bettlerisch, daher hab ich auch nichts Ueberflüßiges; ich verdiene mir freilich monathlich meine 100 und 150 Gulden, aber ich könnte vielleicht 200—300 Gulden monathlich verdienen, wenn ich anders wäre — freilich sehe ich, daß ich durch diese Art großmuth gegen Bedürftige ein Ansehen mir bei Großen mache, welches in der Folge mein Glück sein wird, aber zur Zeit setzt dieses mich noch in Verlegenheit.“

Etwas nüchtern denkt F e r r o daran, seine materielle Position durch eine Ehe zu verbessern. „Ich bin zwar voriges Jahr auf dritthalbtausend Gulden kommen, aber ich hab auch auslagen gehabt und meine Schulden bezahlen müßen, dieses Jahr werde ich erst frey — bin ich nur einmal das, so muß ich auch auf mein äußerliches sehen, es wäre denn, daß ich eine gute Heirath thät, wozu ich noch immer keine ganz nahen aspecten habe.“ Jedenfalls war er bei der Wahl seiner Gattin in pekuniärer Hinsicht sehr vorsichtig. Denn schon am 21. November 1784 führte er Franziska v. P a s s e l, deren Vater niederösterreichischer Landstand und Gutsbesitzer war und die ihm in der Folge 24.000 Gulden Konventionsmünze zubrachte, zum Altar. Ob Franziska das „liebe, süsse Mädchen“ war, von dem F e r r o ein Jahr vorher nach Bonn Mitteilung gemacht, lassen wir dahingestellt sein.

Vom Jahre 1785 an bewegte sich das Geschick F e r r o s in einer nach aufwärts gerichteten Linie. In diesem Jahre wurde er dem ersten Stadtphysikus adjungiert und zugleich zum Sanitätsmagister der Stadt Wien ernannt. Drei Jahre später erfolgte die Beförderung zum wirklichen ersten Stadtphysikus; gleichzeitig wurde er auch zum Ordinarius des Arrestantenspitales ernannt.

F e r r o hatte in Wien seine zweite Heimat gefunden; er dachte und fühlte österreichisch und an Freude und Kummer des Erzhauses und der Wiener Bevölkerung nahm er gleich innigen Anteil. Am 13. Oktober 1789 schreibt er an seine Schwestern:

„Belgrad ist unser! ich schick euch hievon das Kriegsblatt — ihr seid zu sehr Patrioten Österreichs und sprecht zu gerne von Staatssachen, als daß ihr nicht Antheil an diesen Ereignissen nehmen solltet. Alles ist jetzt hier voll Jubel. Es ist das erste Mal, daß ich die hiesigen Bürger in Leidenschaft sehe, besonders aber seit gestern ist alles trunken vor Freude. Um 11 Uhr mittags ritt der General K l e b e c k als courier mit der Neuigkeit der Einnahme Belgrads ein. Den Zug eröffnete ein commando Cavallerie. Vor demselben lief der stärkste Peitschenknaller, der sich als ein Mohr verkleidet hatte, dann folgte ein Postoffizier, nach ihm 24 Postillone, dann ritt der alte ehrwürdige Greis K l e b e c k; um ihn 4 Postoffiziers in rothen, mit Gold gestickten Uniformen. Hinter ihm ritten viele Cavalliers. K l e b e c k machte überall Complimente und überall rief man ihm vivat und victoria zu. Der Handwerksmann warf sein Werkzeug in die Ecke und ging zu seinem Nachbar, der das nämliche schon gethan hatte. Die Gesellen zogen ihre Sonntagsröcke an und die Lehrbuben bekamen die Erlaubniß thun zu können, was sie wollten. Die Polizeisoldaten mußten zuhause bleiben und bloß die Cavallerie mußte auf den Plätzen Schildwache stehen, doch mit dem Befehl, keinem Menschen ein böses Wort zu geben. Viele Häuser waren illuminiert des abends, die Straßen wimmelten die Nacht über voll Menschen; aus dem einen Hause wurde Geld, das in brennendes Papier eingewickelt war, ausgeworfen, bei dem anderen wurde Wein und Bier rinnen gelaßen. Musik war an allen Enden und Orten und überall rief man: vivat L a u d o n. Man glaubte in das alte Rom in die Bachanalienzeit versetzt zu sein, so ging alles drunter und drüber. Dies dauerte die ganze Nacht. Heut geht es wieder so. Ich sah heut einen Trupp Buben, bei 100, in Grenadiers verkleidet mit Drommel und Fahne und vor ihnen gingen etliche 40 Buben in Türken verkleidet mit auf dem Rücken gebundenen Händen, die so durch die Stadt zogen. Morgen wird der Kaiser in größter Galla in die Stefanskirche, Gott Dank zu sagen, fahren. Die größte Gall a ist angesagt überall. Alle Schulen, a'le Dicasterien sind geschlossen. Die ganze Garnison wird paradieren und die canonen werden dreimal um die Stadt abgefeuert. Frey comödieen, Hatze, Opern werden gegeben werden. Man hatte sich noch vor 14 Tagen die Einnahme Belgrads nicht versprochen, aber die canonade war so heftig, daß ganze Felsenstücke mit den canonen herunterfielen. Der Bassa<sup>3)</sup> ließ dem Feldmarschall sagen, es sei gegen alle Menschlichkeit, solch einen erschrecklichen Donner zu machen, er könne nicht einmal Kriegs Rath halten. L a u d o n gab ihm 6 Stund Bedenkzeit und nach dieser Frist ward die Capitulation festgesetzt. Sie mußten ohne Gewehr abziehen.“

<sup>3)</sup> Pascha.

„Am 14. Ich konnte gestern abend den Brief nicht wegschicken, es war schon zu späth. Das ist heut ein Jubel in der Stadt! Der Kaiser ist heut in größtem Pomp nach St. Stephan gefahren, und zwar das erste Mal nach seiner Krankheit. Es war rührend zuzusehen, wie ihm die unzählige Menge Volks vivat zurief. Kaum war der Zug in der Burg, so kam wieder ein courier aus Siebenbürgen, der die Nachricht brachte, daß der Fürst H o h e n l o h e <sup>4)</sup> die Türken geschlagen habe, daß 1500 Türken auf dem Platze geblieben seyen. Nun war keine Grenze der Freude des Volks. Hauben und Hüte wurden in die Höhe geworfen und das Jubelgeschrei nahm kein Ende. Aus Sementria sind die Türken von selbst geflohen. Für heuer, heißt es, werde man noch Orsova einnehmen. Der Kaiser hat befohlen, daß das Regiment des Feldmarschall L a u d o n auf ewige Zeit den Namen Laudon führen soll. Heut ist die ganze Stadt illuminiert, auch mein Haus, in dem ich wohne <sup>5)</sup>, wird es mit Kerzen und Lampen.

Wie oft habe ich in diesen Tagen von unserem Vater und unserer Mutter geredet — die würden gewiß auch Freude haben.

Lebt wohl, liebste Schwestern! ich muß schließen — für lauter schreiben und reden vergeß ich meine Kranken. Adieu, euer Bruder Pascal.“

Kaiser Josef II. hatte den größten Teil des Jahres 1789 bei seiner Armee zugebracht; krank war er nach Wien zurückgekehrt. Zum körperlichen Leiden gesellten sich noch seelische: die ungünstigen Nachrichten aus den Niederlanden und Ungarn, die Berichte über die Fortschritte der französischen Revolution verschlimmerten nur den Zustand. Aufs tiefste erschütterte ihn aber der Tod der Gemahlin seines Neffen Franz, der Prinzessin Elisabeth von Württemberg. Am 19. Februar 1790 schloß Josef II. seine Augen für immer. Schon am 20. Februar berichtet F e r r o über dieses Ereignis nach Bonn:

„Liebste Schwestern!

Auch Er ist nun tod, unser Kaiser Josef II.! Gestern um halb drei Uhr wurde sein Beichtvater eilens gerufen, der sonst nur zwischen 4—5 Uhr bei ihm sein mußte. Die Beklemmung des Athems ward immer heftiger, die Kräfte sanken alle Augenblicke mehr; gegen Abend konnte er nicht viel mehr hinunterschlucken. Der kalte Todesschweiß kam häufig und so starb er endlich heut früh um  $\frac{1}{2}$ 6 Uhr — 48 Stunden nach seiner geliebten Elisabeth. Ein Tod nach dem anderen! Die Eine Bahre muß der anderen Platz machen! Der Tod Elisabeths ist Ihm sehr nahe gegangen. Er sah das Jammern seines Neffen mit äußerstem Schmerze — das hat seinen Tod beschleunigt. Sein Geist und sein Körper haben sehr viel gelitten am Ende seines Lebens. Gott nehme ihn gnädig auf!

<sup>4)</sup> Feldzeugmeister Fürst Hohenlohe-Kirchberg.

<sup>5)</sup> Weihburggasse 139.

Sein Herz war gut. Er war sehr streng und hielt auf Gerechtigkeit — aber er war gut, haßte alle Cabale, alle Schleichwege, alle Fuchsschwänzereien. Mit raschen und kühnen Leuten gab er sich gerne ab, weil er solche Art Leuthe für brav hielt und da unterschied er oft nicht den blöden dummen oder den frechen bösen Menschen, den freien gescheiten oder offenen, guten Mann und der stille, schüchterne, eingezogene Mensch ward oft von ihm in die Classe der Schleicher, Blöden und Unwissenden geworfen. Gearbeitet hat Er, wie keiner je gearbeitet hat, Keiner je arbeiten wird. Er hat mehr als 10 Minister mit 20 Secretären gearbeitet. Dies muß sein Andenken ewig heilig machen, aber zu rasch wollte Er oft alles brechen, alles umändern, ohne die Hindernisse zu achten, deren Gewicht viele Menschen unglücklich machte. Der Grund aller seiner Einrichtungen war immer herrlich und schön und mehr als die Hälfte seiner tausendfältigen Einrichtungen, die zum Theil zu Stande gekommen sind, sind gewiß von der Hand der Weisheit selbst gezeichnet und werden ewige Denkmäler Seiner vortrefflichen Regierung bleiben. Vor Allem aber: Er war der beste Kaiser, der zum Ersten Mensch war, der sich als Mitmensch mit anderen zeigte, da sich die anderen alle, ja die kleinsten Fürstchen als Halbgötter brüsten. Er ging mit jedermann um, haßte alles Ceremoniell und allen Prunk. Er kleidete sich allzeit selbst an, kein Kammerdiener kam je an Seinen Leib, Er balbierte, frisierte sich selbst, ging ohne Bediente, ohne Escorte herum. Er verbot das Kniebeugen vor ihm, ja bei dem Kaiserlichen Lehengeben, verboth er das herkömmliche Niederknien. Stehend, bei Seinem Thron auf der Stufe bei Ihm, mußte der Lehensgesandte Ihm in die Hand den Eid schwören und man sah es ihm an, wie Er sich eilte, den Huth wieder herabzunehmen, den Er dabei auf dem Kopfe haben mußte. Er war der Erste Kaiser, der zu Jedermann Sie sprach und es mußte ein sehr geringer Schuster sein, den Er mit „er“ betitelt hätte. Jedes Compliment des geringsten Mannes erwiderte Er mit Hutabziehen und oft hat man Ihn mit Thränen in den Augen gesehen, wenn Er bedrängte Menschen sah. Er war immer jedem Hilflosen zu Hilfe und da warf Er, wenn's Noth war, die Etiquette zum Teufel, sprang in den Keller und zog den Tagwerker aus dem Schutte hervor, der darunter verschüttet war. Noch am letzten Tag seines Lebens zeigte er sich als Mensch. Er befahl nämlich, man solle den Leichnam der Erzherzogin nicht einbalsamieren. Der Körper dieses Engels, sagte Er, solle dem Grabe so übergeben werden, wie er ist, und soll so bleiben, bis die Hand der Verwesung sie berührt, wie Gottes Wille ist. Keine Hand soll ihren Leib berühren, der nur ihres Mannes war. Gewiß, Er wird ewig geschätzt bleiben . . . .

Lebt wohl und schreibt mir auch einmal was von Bonn und den Niederlanden. Euer Bruder  
Pascal.“

Es waren noch nicht zwei Monate ins Land gezogen, als die Landstände dem neuen Herrscher Leopold II., dem Bruder Kaiser Josefs II., huldigten. Auch dieses Ereignis spiegelt sich in den Nachrichten Ferrros an seine Schwestern wieder. Daß die Erbhuldigung am 6. April 1790 nicht ohne Spektakel für die guten Wiener abging, geht aus folgender Stelle eines Briefes, den Ferro am Abend des Huldigungstages schrieb, hervor: „So bald die Stände zur Tafel gingen, wurde von der, prächtig auf dem Graben erbauten Tribüne, welche so hoch als ein sehr hohes Haus war und 2 Stockwerke hatte, Fleisch und Brot ausgeworfen und weiß und rother Wein ausrinnen gelaßen; das war nun ein neues Spektakel, ganz einzig in seiner Art. Ich sah es aus einem nahegelegenen Hause an, der ganze Graben war vollgepfropft von Menschen, von mehr als 20.000, die wie Wellen gegen den Berg des Heils sich hindrängten, alle Gesichter dahin gekehrt und alle Hände in der Höhe, um etwas zu erschnappen; sowie sich einige 20 hingedrängt hatten und ihre 4—6 maaßhaltigen Krüge angefüllt, so drängten sie sich heraus, alle herum um den Krug. Da setzte es nun freilich einige Unglücke ab, die man erst morgen wissen wird. Gegen abends taumelten einige Hunderte vollgesoffen herum. Das Weinrinnen und das Auswerfen dauerte bis 7 Uhr abends.“

Bei all dem festlichen Trubel vergaß Ferro in seiner Eigenschaft als Arzt des Arrestantenspitales nicht auf seine Schutzbefohlenen. „Auch ich bin eingekommen um die Loslassung einiger Gefangener, die ohnehin gebrechlich sind und durch ihr gutes Betragen vollkommen Beßerung anzeigen. Man hat meine Bitte überall gut aufgenommen.“ In Rücksicht auf die durch Leitung des Arrestantenspitales gesammelten Verdienste und seine sonst so glänzend betätigten Fähigkeiten wurde Ferro am 6. September 1793 zum Regierungsrate und Sanitätsreferenten ernannt, allerdings mit dem Zusatze, daß er einstweilen mit jenen 700 Gulden, die er für die Besorgung des Arrestantenspitales beziehe und „mit Beigebung der 500 fl., die auf dem Medikate des Siechenhauses am Alsterbache haften“, sich zu begnügen habe. Erst im Jahre 1795 wurde ihm eine Besoldung von 2500 Gulden zuerkannt, wobei aber das bisher von Ferro besorgte Stadtphysikat dem bisherigen Adjunkten Dr. Paraskowitz übertragen wurde. Die nun folgenden Jahre waren für Ferro eine Zeit der angestrengtesten Berufstätigkeit. Die bisher genannten Funktionen wurden im Jahre 1798 noch dadurch vermehrt, daß er vom k. k. Generalkommando (ex Directorio Generali rei militaris Architectonicae) zum leitenden Arzte bei der k. k. Ingenieurakademie ernannt wurde. Bei dieser militärischen Anstalt versah Ferro im allgemeinen in ärztlicher Hinsicht die Agenden eines Consiliarius, während die „Leitung“ nur in der Überwachung des ärztlichen Dienstes bestand. Trotz seiner vielfachen

spitalsärztlichen Tätigkeit fand Ferro Zeit, auf dem Gebiete der allgemeinen Gesundheitspflege wichtige Neuerungen ins Leben zu rufen. Er behandelte in seinen Referaten die Leichenbeisetzung, die Einrichtung von Leichenkammern, die erste Hilfeleistung. Die aus diesen Referaten resultierenden Verordnungen erschienen dann gesammelt im Buchhandel in zwei Teilen, der 1. Teil im Jahre 1798 bei Josef Camesina & Comp., der 2. Teil im Jahre 1807 bei Josef Gerold. Trotz seiner vielseitigen Tätigkeit fand Ferro noch so viel Muße, um im Jahre 1798 eine ärztliche Zeitschrift, das „Medizinische Archiv von Wien und Österreich“, ins Leben zu rufen und zu redigieren. Diese Zeitschrift enthält statistische Daten über die Krankenbewegung, Originalartikel, Rezensionen medizinischer Werke, Erfahrungen bei therapeutischen Versuchen, Aufsätze, die das Standesinteresse vertraten, endlich Personalien. Im „Archiv“ des Jahres 1799 machte Ferro Mitteilung von seinen Impfversuchen: im Jahrgange 1800 berichtet er dann unter dem Titel „Einimpfung mit Kuhblattereiter“ über den Fortgang der Kuhpockenimpfung in Wien. Ferro war der erste Arzt auf österreichischem Boden, der auf Grundlage der Entdeckung Jenners den ersten Versuch der Vaccination anstellte. Diese Tatsache verdient um so eher der Vergessenheit entrissen zu werden, als Ferro zu diesem Versuche seine eigenen Kinder benützte. Jenner hatte einem damals in Wien ansässig gewesenem Schweizer Arzte namens Perschier einen mit Kuhblattereiter getränkten Faden in einem Briefe zukommen lassen. Mit diesem Faden entnommenem Impfstoff impfte Ferro am 29. April 1799 in Gegenwart mehrerer Ärzte seine drei jüngsten Kinder. Hiebei ging er streng wissenschaftlich vor: denn der älteste von diesen drei Impfingen, ein Knabe von 4 Jahren, hatte die Blattern „bereits durch die Inoculation“ überstanden. Doch nahm er ihn zu diesem Versuche „bloss in der Absicht, um das Verhalten der Kuhpocke bey einem solchen Subjecte, das die Menschenblattern schon heimgesucht hatten, zu beobachten“. Unter den Ärzten, welche die geimpften Kinder Ferrors täglich besuchten, war auch Dr. de Carro. Letzterer brachte, da „er keine üble Folge von der primitiven Impfung gesehen hatte“, eines seiner Kinder, einen Knaben von 10 Monaten, der noch nicht geblattert hatte, zu Ferro, welcher am 10. Mai 1799 die Impfung an beiden Armen mit Kuhpockenmaterie von seiner Tochter vornahm. Die Impfung gelang sehr gut. Nun stellte Ferro die Gegenversuche an, indem diese Kinder mit „Menschenblattern“ von ihm geimpft wurden. Ferro konstatierte nun, daß bei dem einen seiner eigenen Kinder, welches „die Kuhpocke vollständig gehabt hatte,“ Allgemeinerscheinungen vollkommen ausblieben; bei dem anderen Kinde, bei dem die Kuhpockenimpfung die erwartete Wirkung nicht gehabt hatte, wirkte die Impfung mit

Menschenblättern nach ihrem gewöhnlichen Gange; doch hatte die Erkrankung einen gutartigen Verlauf. Das Kind de Carros blieb vollkommen gesund. Durch diese Versuche kühn gemacht, begannen erst jetzt die Ärzte Careno und de Carro — also erst nach den grundlegenden Versuchen Ferros, ein Umstand, der auch von Neuburger<sup>6)</sup> hervorgehoben wird — ihre Impfversuche in größerem Stile. Auf dem Lande wurde die neue Impfungsart von dem zu Mödling praktizierenden Arzte Iberrer eingeführt. Ein lang geäußelter Wunsch Ferros ging am 1. September 1801 in Erfüllung, an welchem Tage im Allgemeinen Krankenhause unter der Aufsicht des Hofrates v. Frank 26 Kinder, an denen zum Teile zu einem späteren Zeitpunkte der Gegenversuch mit „natürlichen“ Blättern gemacht wurde, der Impfung unterzogen wurden. Auf Grund dieses Versuches wurde das Zirkular der k. k. n.-ö. Landesregierung vom 20. März 1802 erlassen, mit welchem „die Einimpfung der Kuhpocken“ öffentlich anempfohlen wurde. Schließlich sei noch erwähnt, daß Ferro seine Erfahrungen über die Impfung in der Abhandlung „Über den Nutzen der Kuhpockenimpfung“ niederlegte. Das Werkchen erschien im Jahre 1802 bei H. Raschanky.

Im Monate April des Jahres 1797 hatte Regierungsrat Ferro Gelegenheit, nicht nur seine ärztlichen, sondern auch seine administrativen Fähigkeiten in den Dienst der Landesverteidigung zu stellen. Napoleon Bonaparte war in diesem Jahre in Italien glücklich vorgedrungen. Als nun im weiteren Verlaufe die französische Armee über Kärnten nach Steiermark eingefallen war, konnte die Möglichkeit eines feindlichen Angriffes auf Wien nicht von der Hand gewiesen werden. Ein am 4. April erschiener Aufruf des Regierungspräsidenten Grafen Saurau genügte, um in überraschend kurzer Zeit ein Aufgebot zur Abwehr eines eventuellen Angriffes auf Wien zu sammeln. Dieses Aufgebot ergänzte sich in patriotischer Einmütigkeit aus den verschiedensten Ständen der Stadt. Alle Waffenfähigen drängten sich zu diesem Dienste, darunter Studenten, Mitglieder des Handwerkerstandes und der akademischen Künstlerschaft. Binnen kurzem waren 37.000 Streiter unter dem Kommando des Herzogs Ferdinand Friedrich August von Württemberg versammelt. Am 17. April fand der Abmarsch des Aufgebotes in das Hauptquartier nach Klosterneuburg statt. Allerdings kam es zu keinem aktiven Vorgehen seitens dieses Korps; denn schon am 18. April wurde der Präliminarfriede von Leoben, der Vorläufer des Friedens von Campo Formio, geschlossen. Immerhin erforderte aber die Konzentrierung einer solchen Menschenmasse auf relativ engem Raume, wenn auch nur für kurze Zeit<sup>7)</sup>, eine Reihe sanitärer Maß-

<sup>6)</sup> Neuburger: Das 100jährige Jubiläum der ersten Impfung in Wien.

<sup>7)</sup> Das Aufgebot kehrte am 3. Mai 1797 nach Wien zurück.

nahmen, welche ebenso rasch als gut von dem mit dieser Aufgabe betrauten Regierungsrate Dr. Ferro getroffen wurden. Es wurde je ein Feldspital mit Feldapotheke in Wien und Klosterneuburg errichtet; auch wurde das übrige Sanitäts- und Medizinalwesen des Aufgebotes von Ferro in glänzender Weise besorgt.

Der Ruf Ferrros als eines hervorragenden Praktikers war indessen in die weitesten Kreise gedrungen. Kaiser Franz berief ihn an das Krankenlager seiner jüngeren Tochter, der Erzherugin Carolina Ludovica Leopoldine. Aus diesem Anlasse erhielt er als Zeichen kaiserlicher Gnade eine prächtige goldene Dose zum Geschenk.

Im Jahre 1804 wurde Dr. Ferro von Kaiser Franz in den erblichen Ritterstand erhoben. In dem Adelsbriefe werden nicht nur die als Sanitätsreferent erworbenen Verdienste, sondern auch „die Aufrechthaltung des Sanitätsstandes durch Beförderung nützlicher Anstalten und heilsamen Erfindungen, z. B. der mit dem glücklichsten Erfolge verbreiteten Einimpfung der Schutzpocken, Einführung der Rettungsanstalten und ordentlichen Todtenkammern“ hervorgehoben. Am 11. Juni desselben Jahres trat v. Ferro zwecks Mehrung seines Wissens eine Reise nach Paris an. Teils Extrapost, teils Eilwagen benützend, langte er, über Prag, Dresden, Leipzig, Jena, Erfurt, Würzburg, Bonn und Köln reisend, am 28. Juli in Paris an. In knappen drei Wochen besuchte er fast sämtliche medizinischen und chirurgischen Institute, deren Anzahl schon damals eine recht erkleckliche war. Unter anderen wurde auch das Hôpital militaire au val de grace eingehendst besichtigt. Auch trat v. Ferro mit den in Paris wirkenden Größen in persönlichen Verkehr, so mit dem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften Raphael Sabatier, der sich viel mit Augenheilkunde, aber auch mit Operationslehre beschäftigte, mit Antoine Dubois, Professor der Geburtshilfe an der Maternité, bekannt durch die von ihm geleitete Entbindung Maria Louisens, dann mit Pierre François Percy, dem chirurgien chef de l'armée, und mehreren anderen. Reich an Erfahrungen trat v. Ferro am 20. August die Rückreise an und erreichte nunmehr auf einer südlichen Route, wobei er Straßburg, Ulm, Augsburg, Braunau, Linz berührte, am 28. September wieder Wien. Dortselbst mußte sich Regierungsrat v. Ferro einen schon damals landesüblichen Gehaltsabzug von 375 fl. (und 4 fl. Stempel!) für die Zeit seiner Abwesenheit gefallen lassen. Leider konnte v. Ferro die im Auslande gesammelten Erfahrungen nicht zur praktischen Geltung bringen, denn schon im folgenden Jahre erfüllte erneuerter Kriegslärm das alte Österreich. Ende September 1805 erfolgte die Kriegserklärung Napoleons an Österreich. Am 25. und 26. September überschritt die französische Hauptarmee den Rhein, worauf sich Bayern, Württemberg und Baden Napoleon anschlossen. Ein Teil der öster-

reichischen Armee unter Mack wurde umzingelt und mußte kapitulieren. Am 13. November besetzte Napoleon Wien, welchem Kaiser Franz das Ungemach einer Belagerung ersparen wollte und daher die Stände ermächtigte, die Stadt den Franzosen zu übergeben. Die abgezogene Besatzung Wiens unter Kommando von Auersperg vereinigte sich mit dem russischen Kontingente, das gegen Olmütz marschierte. Kaiser Franz und Alexander beschloßen, Napoleon in der Stellung bei Brünn anzugreifen. Am 2. Dezember kam es zur Schlacht bei Austerlitz, deren Ausgang Österreich zu Friedensverhandlungen zwang, welche zum Preßburger Frieden vom 26. Dezember führten, obwohl das Heer des Erzherzogs Karl durch Ungarn bereits so nahe herangerückt war, daß es in eventuelle weitere Operationen hätte eingreifen können. Am Tage des Friedensschlusses wurde sub Nr. 6619 an den Regierungsrat v. Ferro eine Verordnung mit dem Auftrage ausgefertigt, zwei „Stationsspitäler“ in Poisdorf und Pirawarth zu errichten. Diese beiden Orte liegen auf jener Linie, auf der sich der Strom der Verwundeten vom Schlachtfelde von Austerlitz über Nikolsburg nach Wien ergoß. Diese Spitäler wurden von Ferro in Poisdorf im Hause Nr. 193, in Pirawarth im Badhause errichtet und dürften den „mobilen Krankenhaltstationen mit Nachtruhe“ von heute entsprochen haben. Am 13. Jänner 1806 zogen die letzten Franzosen von Wien ab. Am 18. Jänner schreibt Ferro seinen Schwestern nach Bonn:

„Gottlob! Es ist überstanden, die Franzosen sind weg und unser Kaiser ist wieder bei uns. Das waren Tage des Schreckens und der Angst! Zum Glück war ich durch mehrere Arbeiten ganz betäubt. Allein ich fühlte ihre Anwesenheit sehr empfindlich durch den großen Verlust. Ueber 1500 Gulden hat mir die Einquartierung und die Contribution gekostet. Diese habe ich bar ausgegeben müßen. Indeßen, Gottlob, daß Alles überstanden ist. Es hätte noch ärger kommen können, wenn nicht der Erzherzog Karl mit seiner schönen Armee, ehe man es vermuthete, nahe an Wien vorgerückt wäre. Vorgestern war der Einzug des Kaisers in Wien. Die armierte und uniformierte Bürgerschaft, 12.000 Mann stark, paradierte von der Taborbrücke durch alle Strasen bis zum Dome, wohin der Kaiser unter Vorfahren der Landstände und des Magistrats, unter Vorreiten der bürgerlichen Cavallerie und der ständischen Garde hinfuhr . . . . . Bei Seinem Eintritte in die Stadt weinte der Kaiser und die Kaiserin und sie konnten vor Schluchzen kaum auf die Anrede des Willkommens antworten. Heut zog der Erzherzog Karl mit 13.000 Mann der hiesigen Garnison in die Stadt — das war wieder ein Jubel! Unter ihm würde die Schlacht nicht verloren gegangen sein.“ An dieser Stelle sei auch erwähnt, daß Kaiser Franz die Bürgerkorps, welche während der Invasion Dienste geleistet hatten, durch Verleihung von Fahnen auszeichnete; ein-

zelne Personen, welche sich besonders hervorgetan hatten, wurden entsprechend belohnt, darunter die Schlossermeisterin Franziska Klahr, welche sich bei der Pflege Typhuskranker in Spitälern hervorragend betätigt hatte.

Das Wissen und Wirken Ferrros wurde an entscheidender Stelle in hohem Grade gewürdigt. So kam es, daß Kaiser Franz ihn zum Vizedirektor für das medizinische Studium<sup>8)</sup> ernannte; als solcher hatte er sich von der Leitung des Studiums dieser Wissenschaft zu überzeugen und bei den Prüfungen und Rigorosen zu intervenieren. Inzwischen war das für Österreich schicksalsschwere Jahr 1809 herangebrochen. Am 21. Mai kam es zur Schlacht bei Aspern, deren Ausgang die Legende von der Unbezwingbarkeit Napoleons zerstörte. Nach dieser verlorenen Schlacht verstärkte sich Napoleon durch die Armee des Vizekönigs Eugen und griff am 5. Juli die zwischen Großaspern und Enzersdorf stehende österreichische Armee an. Am 6. Juli erfocht Napoleon den entscheidenden Sieg bei Wagram, wobei auf österreichischer Seite 34.000, von den Franzosen 22.000 Mann tot und verwundet am Schlachtfelde blieben. Regierungsrat v. Ferro erhielt nun am 12. Juli 1809 einen Auftrag folgenden Inhaltes: „Es sei von äusserster Wichtigkeit nicht nur den Verband und die Transportierung der noch auf dem Schlachtfelde bei Raasdorf<sup>9)</sup> befindlichen zahlreichen Verwundeten schleunig zu besorgen, sondern auch unverzüglich die nöthigen Verfügungen auf der Stelle zu treffen, dass die auf dem bemerkten Schlachtfelde liegende beträchtliche Zahl von Leichnahmen ohne Verzug beerdigte werden, welche schon in Fäulung überzugehen anfangen und daher auf den allgemeinen Gesundheitszustand nicht nur der dortigen Gegend, sondern selbst der Stadt Wien und der ganzen Provinz den gefährlichsten Einfluss haben könnten. Der Reg.-Rat Dr. v. Ferro werde daher als Regierungskommissär abgeordnet, um mit aller möglichen Tätigkeit dahin zu wirken, dass der Verband der Blessierten von den bereits mit den nöthigen Medikamenten und Requisiten auf das Schlachtfeld abgegangenen Wundärzten auf das eifrigste betrieben und sohin die Abführung der transportablen Kranken und Blessierten von dem Schlachtfelde in die Spitäler so schleunig als möglich bewirkt werde. Derselbe habe weiter sein Augenmerk dahin zu richten, dass der mit 60 Tagwerkern und beigeestellten 800—900 Arbeitern zur Beerdigung der Todten entsendete Ober-Infektions-Chirurg sein trauriges Amt ohne alle Hindernisse so schnell als möglich durchführe.“ Ferro kam, obwohl an asthmatischen Anfällen leidend, diesem auf die Assanierung des Schlachtfeldes hinzielenden Auftrag nach. Ende

<sup>8)</sup> Dekret der Studien-Hof-Kommission vom 20. August 1808.

<sup>9)</sup> Raasdorf, fünf Kilometer südlich von Wagram, ungefähr im Zentrum der österreichischen Stellung.

Juli überfiel ihn aber ein heftiges Fieber, wobei das Sensorium nur für kurze Zeit frei wurde. Die Behandlung Ferrros leitete Professor Valentin v. Hildenbrand und es deutet schon die Berufung dieses Mannes, der als erster ziemlich richtige Ansichten über Natur und Übertragung des Typhus hatte, an das Krankenlager Ferrros, daß es sich bei diesem um einen auf dem Schlachtfeld von Wagram akquirierten Typhus handelte. Am 21. August 1809 tat Ferro seinen letzten Atemzug.

Ferro hinterließ die stattliche Anzahl von zehn Kindern. Es ist nun für die werbende und assimilierende Kraft des Österreichtums sehr bezeichnend, daß Ferro, der als Fremder vom Rhein herkam, seinen Erstgeborenen zum kaiserlichen Soldaten bestimmte. Zur Zeit des Todes seines Vaters war dieser 24 Jahre alte Sohn Oberleutnant beim k. k. Feldjägerbataillon Nr. 9 und befand sich dazumal in französischer Kriegsgefangenschaft zu Chalon, in welche er am 13. Mai 1809 bei Wörgl geraten war.

Die ärztliche Tätigkeit Ferrros fügt sich als ein Ruhmesblatt in die vaterländische Sanitätsgeschichte. Seine Propaganda hinsichtlich der Hydrotherapie und der erste Versuch der Vaccination auf österreichischem Boden hatten nicht nur bleibenden Wert, sondern waren auch für späterhin richtunggebend. Bezüglich jener wissenschaftlichen Bestrebungen Ferrros, die durch die Forschungen der Epigonen richtiggestellt und überholt wurden — ich denke hiebei an die von Ferro edierte Lehre von der Pest, an seine Versuche mit neuen Arzneimitteln, darunter mit dem Einatmen von Sauerstoff — müssen wir uns an den Spruch des Propertius halten: *In magnis et voluisse sat est.*

Verlag von MORITZ PERLES, k. und k. Hofbuchhändler, Wien,  
I., Seilergasse 4.

---

# Kleine Chirurgie.

Von

**Th. Tuffier,**  
Professor der mediz. Fakultät  
zu Paris, Chirurg am „Hospital  
Beaujon“

**P. Desfosses,**  
gew. Spitalsassistent in Paris,  
Chirurg am „Dispensaire de la  
Cité du Midi“.

Nach der zweiten französischen Ausgabe ins Deutsche übertragen, ergänzt  
und bearbeitet von

**Dr. Maximilian Hirsch.**

Mit einem Vorwort von

**Professor Dr. Julius Schnitzler.**

Mit 401 Figuren im Text und 8 farbigen Bildern auf 4 Tafeln.

In solidem Halbfranzband **K 16.50 (M. 14.50).**

Aus dem Inhaltsverzeichnisse: I. Die Krankenpflege. — II. Die Wund-  
behandlung. — III. Die subcutanen Injektionen. Der Aderlaß. — IV. Die  
Schmerzverhütung. — V. Allgemeine kleine Chirurgie. — VI. Kleine  
Chirurgie der Knochen und Gelenke. Massage. Gymnastik. — VII. Kleine  
Chirurgie der Harn- u. Geschlechtsorgane. — VIII. Kleine Chirurgie der  
Sinnesorgane. — IX. Immunisierung. — X. Kleine Chirurgie der Zähne.

---

Aus der I. medizinischen Universitätsklinik in Wien (Vorstand  
Professor Dr. C. v. Noorden).

---

## Atlas und Grundriß

der

# Klinischen Mikroskopie

mit Berücksichtigung der Technik.

Von **Dr. N. v. JAGIĆ**, klinischer Assistent.

Mit 70 kolorierten Abbildungen auf 37 Tafeln. — In Halbfranz gebunden.

Preis **K 30.— (M. 26.—).**

Einleitung: Über das Mikroskop. Über Herstellung mikroskopischer Präparate.  
— I. Blut. Diagnostische Verwertung mikroskopischer Blutbefunde. —  
II. Trans- und Exsudate. Eiter. — III. Mund- und Rachensekret,  
Sputum. — IV. Mageninhalt. — V. Fäces. — VI. Harn.

Verlag von MORITZ PERLES, k. und k. Hofbuchhändler, Wien,  
I., Seilergasse 4.

## Wiener Medizin. Wochenschrift.

Organ der Gesellschaft für innere Medizin und Kinderheilkunde, der Laryngologischen Gesellschaft und der Gesellschaft für physikalische Medizin in Wien.

Begründet von Dr. L. Wittelshöfer, 1889—1909 redigiert von Dr. Heinrich Adler.

Redakteur Dr. Adolf Kronfeld.

Erscheint jeden Samstag.

Pränumerationspreis mit Zusendung durch die Post (inkl. „**Der Militärarzt**“) für das **Inland** ganzjährig 20 K, für das **Ausland** 24 M.

Pränumerationspreis für die „Medizinische Wochenschrift“ mit **Beigabe** des „Zentralblattes für die gesamte Therapie“ für das **Inland** 28 K, für das **Ausland** 30 M. Einzelne Blätter für das **Inland** 80 h, für das **Ausland** 80 Pf.

## Zentralblatt für die gesamte Therapie.

Begründet von Professor Dr. M. Heitler,

redigiert von

Professor Dr. Brieger,

Geh. Medizinalrat in Berlin

Dr. Emil Schwarz,

Privatdozent an der Universität in Wien

und

Dr. Fritz Loeb in München.

Das Zentralblatt für die gesamte Therapie erscheint in Heften im Umfange von 4—4<sup>1/2</sup> Bogen (64—72 Seiten gr. 8°) am 1. jeden Monats.

Der Preis beträgt für den kompletten Jahrgang (zirka 52 Bogen = 832 Seiten gr. 8°) 12 K (12 M.), für das Semester 6 K (6 M.), für die Abonnenten der Wiener Medizinischen Wochenschrift 10 K (10 M.).

## Österreichische Vierteljahrsschrift für Gesundheitspflege.

(Neue Folge der Monatsschrift für Gesundheitspflege.)

Organ der Österreichischen Gesellschaft für Gesundheitspflege.

Unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter redigiert im  
hygienischen Institut der k. k. Universität in Wien.

Pränumerationspreis ganzjährig 6 K (6 M.).

THE  
AMERICAN  
LIBRARY

